



Berlin, den 21. Oktober 1899.

## Die Rotte Bebel.

In dichten Strähnen peitscht der kalte Nordoststurm die Regentropfen an ein niedriges Fenster. Der häßliche Zuckerhut, den irgend ein barbarischer Baurath dem alten Thurm aufgesetzt hat, trieft; und auf dem Festungshof schichten die abgewehten gelben Blätter sich zu nassen Häufchen. Trotz Wind und Regen üben draußen, jenseits von Wall und Graben, die Spielleute, deren Trommeln und Pfeifen den Gefangenen, der ihrem Kunstrefrutengestümper seit fünf Monaten von früh bis spät ausgeliefert ist, schon in schlaflose Nächte verfolgt. Der heulende Pfiff eines vorüberfahrenden Kanonenbootes hat mich aus der engen Kammer gelockt, wo der braune Rachelosen Hige zwischen die dünnen Wände speit; wenn man so wenig erlebt, Anregungen und Eindrücken jeglicher Art so ganz entzogen und in die Monotonie verbannt ist, wird schon der Anblick eines schmucken Kriegsschiffes zum Ereigniß. Da fährt es, ein Bißchen unförmig, mit langem weißen Heimathwimpel aus der Weichselmündung in das bewegte Meer, dessen Schaumköpfe unter dem dunklen Himmel wie graue Greisenbärte erscheinen. Ein großer Theil der Mannschaft ist an Bord; und dem Betrachter, der in die helleren Seelen der Seefahrer eigene Wünsche und Stimmungen einsinnt, ist es, als sähe er in den Blicken dieser Matrosen, Maate und Offiziere, die in der Heimath bald die Hand der Freunde und Verwandten drücken werden, ein frohes Leuchten und als seien sie flinker und vergnügter als sonst an der harten Arbeit. . . Wie lange werden solche silbergrauen Ungethüme noch die deutsche Kriegsflagge über die Wasser tragen? Während der letzten Tage hatte ich die Debatten des sozialdemokratischen Parteitagcs gelesen. Sie glichen, unter dem geistigen Präsidium des Dogmatikers Karl Kautsky,

mehr den Schendendisputationen mittelalterlicher Theologen als den Erörterungen einer kämpfenden Partei, deren Schicksal, wie Georg von Vollmar neulich in München richtig gesagt hat, von theoretischen Abstraktionen unabhängig ist. Aber sie waren höchst interessant, selbst in den dürftigen Auszügen der Zeitungsberichte unendlich interessanter als die Eintagskannegießerei bourgeoisen Politiker und das widrige Gewäsch über Miquel und Zedlig, über die „Ansichten“ des Herrn Fürsten zu Hohenlohe und über den Sieg, den der sogenannte Liberalismus errungen haben soll, weil es seinem würdelosen Heywerk gelang, den Freiherrn von Zedlig und Neukirch, einen der fähigsten Gegner liberaler Ideen, aus dem Amt zu scheuchen und für die politische Agitation frei zu machen. Eine Partei, deren Wählerzahl bald die zweite Million erreichen wird und deren Anhängerschaft heute schon um ein Vielfaches größer ist, hat in Hannover erklärt, daß sie in rücksichtslosem Kampf gegen „Militarismus und Marinismus“, gegen Moloch und Leviathan verharren wird. Winkt ihr aus der Nähe der Sieg? Oder gilt noch das kahle Wort, das Vollmar vor acht Jahren in Erfurt sprach: „Die Darstellung, daß die große Weltwende unmittelbar bevorsteht, ist ein verlockendes Irrlicht.“? Dem päpstlichen Garden a. D. und bayerischen Rottenmeister von Solmslaß schien zum „Glauben an den alsbaldigen Sieg der Optimismus eines Effatilers nötig.“ Denkbare aber wäre doch, daß in nicht allzu ferner Zeit die Sozialdemokratie stark genug würde, um die weitere Entwicklung der Wehrfähigkeit zu hemmen. Dann wären die schönen Tage der Schiffstausen und Stapelläufe zu Ende und das Kanonenboot, 'oas 'in 'oer Dichting natig Ylia 'oavortoampt, 'sonnte 'loer 'in 'Kleines' im Hafen verwittern.

... Monologe sind doch nicht ganz so „unnatürlich“, wie sich modern dünkende Dichter behaupten. Der Einsame ertappt sich mitunter auf einem halblauten Selbstgespräch; er möchte eine Menschenstimme hören und muß sich, weil keine andere zu ihm bringt, mit der eigenen begnügen. Aber Monologe sind auf die Dauer langweilig. Der Geist braucht, wie der Körper, Gymnastik; und er weiß sich leichter zu helfen als der bequeme Leib. Ein Bißchen dialektische Übung nach langem Schmachten! Die Phantasie bevölkert willig den leeren Raum. Und während ich mir bei Wind und Regen auf dem feuchten Wall die Glieder entstarre, taucht neben mir die Schattengestalt eines unentwegt Deutschfreisinnigen auf, der mich in einem berliner Kaffeehause manchmal antrat. Er glaubt noch an die Möglichkeit, „die Arbeiter dem Liberalismus zurückzugewinnen“, und hat mich mehr als ein-

mal politischer Erleuchtung gewürdigt. Hier ist sein feister Schatten mir sehr willkommen und ich bin eher als dort geneigt, ihm Rede zu stehen. So plaudern wir denn ambulando im nassen Gras.

Er: Na, was sagen Sie zu dem Verlauf des hannoverschen Parteitages? Eine Riesenblamage für die Rothen! Die Vossische Zeitung hat ganz Recht: wir Liberale können mit dem Ergebnis sehr zufrieden sein. Von dem ganzen Dogmengebäude der Herrn Marx und Engels steht ja kein Stein mehr auf dem anderen. Bebel's Resolution ist doch nur eine lärmende Rückzugskanonade. Eine reinliche Scheidung war angekündigt und nun hat man sich die erdenklichste Mühe gegeben, den Schein der Einheit zu wahren. Aber auch eben nur der Schein ist gerettet worden. Haben Sie gelesen, wie Auer, Vollmar, Heine, Frohme die orthodoxen Marxisten verhöhnt haben? Und die klobigen Grobheiten, die ausgetauscht wurden! „Lämmel“, „Bube“, „gemeiner Kerl“, „Fälscher“, „Rabulist“, „Idiot“, „tiefste Verachtung“, „moral insanity“: solche liebliche Redebälchen flogen zwischen den „Genossen“ nur so hin und her. Und Das will die Menschheit befreien und den Staat regiren! Da geht es in bürgerlichen Versammlungen doch anders zu, — mit Ausnahme der Agrarier natürlich, die ja aber auf einer noch tieferen Kulturstufe stehen als die städtischen Pöbelheger. Glauben Sie mir: die Sache hält nicht mehr lange, besonders, wenn wir das Glück haben, einen Mann von dem Takt und der Weisheit Hohenlohes am Ruder zu behalten, einen Mann, der sich auf die unsinnige Annahme der agrarischen Spieler und Spielerväter nicht einläßt und dem liberalen Bürgerthum in Stadt und Land endlich zu Einfluß und Macht verhilft. Die alten Leute, Bebel und Viebknecht, werden bald abgewirthschaftet haben. Bernstein wird sie besiegen. Er hat erkannt, daß Liberale und Sozialdemokraten zusammengehen müssen, daß es albern ist, auf die Bourgeoisie als auf ein Kollektivum zu schimpfen, und daß wir alle berechtigten Forderungen der Arbeiter nachdrücklich und wirksam vertreten. Er, Auer und Vollmar werden später die Fraktion leiten, die dann nur noch ein radikaler Bruchtheil der ersehnten großen liberalen Partei sein wird. Eine herrliche Aussicht!

Ich: Stolpern Sie, bitte, nicht! Der Fußpfad ist eng und glatt; und wenn Sie straucheln, könnten Sie den Hals brechen. . . Ueber den Parteitag sollte man eigentlich erst nach dem Erscheinen des beglaubigten Protokolls sprechen; dann erst sind die Zusammenhänge und die Nuancen in den Reden zu verstehen. Aber eine Blamage wars ganz sicher nicht. Wo ist denn in Deutschland eine politische Partei, die im Stande wäre, eine solche Debatte zu leisten?

Denken Sie mal der graufigen Vorstellung nach, Freisinnige oder Konservative sprächen öffentlich Tage lang über wirthschaftliche Fragen und wir Beide wären gezwungen, das Zeug zu lesen! Kein Unbefangener kann doch leugnen, daß Bebel, Liebknecht, Vollmar, Auer, David, Frohme, Heine, Hofer und mancher Andere vorzüglich gesprochen haben. Auch die Frauen Zetkin, Ziegl und Luxemburg haben Reden gehalten, die den Durchschnitt des in der bürgerlichen Frauenbewegung Geleisteten beträchtlich überragen, und sogar Schippel hat sich geistreich und mit dialektischer Kunst vertheidigt. In anderen Parteien herrscht Jubel, wenn zwei, drei Führer ordentlich sachkundig und pointirt reden können. Die Sozialdemokraten stellen ein paar Duzend Leute, die, Jeder auf seinem Spezialgebiet, ganz genau Bescheid wissen, die sämmtlich eine unter die Oberfläche der Dinge reichende ökonomische Bildung besitzen und, Jeder nach seinem Temperament, das Erlernte und Erfahrene klar und kraftvoll ausdrücken. Und dabei trat diesmal Schoenlant, der beste Journalist der Partei, nicht recht hervor und der ein Bißchen verbitterte und eigensinnige, aber gebildete und kluge Ledebour war in ungünstiger Situation arg bedrängt. Nein: Blamagen sehen ganz anders aus. Der Besitz so vieler Intelligenzen, Persönlichkeiten und Charaktere ist für eine Partei keine Kleinigkeit; und die Herren, die sich für Stützen der bürgerlichen Ordnung ausgeben, sollten die in Hannover gehaltenen Reden recht aufmerksam lesen, statt sich von — auf des Herzens tiefstem Grunde ganz anders denkenden — Redakteuren fertig gekochte Weisheit in den Mund löffeln zu lassen. Die Ihnen so einleuchtende Erklärung der Kuppel- und Reklametante Vogt, sie könne mit dem Verlauf der Sache zufrieden sein, ist uralte; diese suffizante und ignorante Gelegenheitsmacherin ist immer zufrieden, sieht immer das Morgenroth einer liberalen Ära dämmern, die nächstens in purpurner Pracht erstrahlen muß. Wenn irgend ein Rottenmeister einen vom Wege Schweifenden mit der Fuchtel bedroht, heißt es höhnisch: „Aha, wer nicht Ordre parirt, fliegt hinaus!“ Als ob es in der kleinen Korporalschaft Richters anders wäre! Und wenn die Sozialdemokraten sagen, daß sie der Freiheit des Erkenntnisses die Grenzen so weit abstecken wollen, wie die Grundanschauungen der Partei es nur irgend erlauben, dann wird triumphirend geslennt: Was wird da aus dem Dogma, wo bleibt da die Einheit? Mit solcher kindischen, bubenhaften Meinung über eine gewaltige Bewegung zu urtheilen, in deren Dienst ungeheure Energiemengen, Geist, Opferfreiheit und Willenskraft gestellt werden, kommt man nicht weiter als mit dem Bemühen, die Sozialdemokratie als eine Rotte Korah zu malen, die, weil die Erde sie nicht

verschlingen zu wollen scheint, mit Feuer und Schwert vertilgt werden muß. Die Rote Bebel plant nicht, wie weiland die von den Rubeniten Dathan und Abiram geführte, einen Aufstand; sie ist dem Stadium, das Sombart hier treffend das Zeitalter des Putzschismus nannte, längst entwachsen; aber sie denkt auch nicht daran, sich nach der Bourgeoismode glatt zu kämmen und vornehm zu parfümieren. Sie wissen: ich bin kein Sozialdemokrat. Erstens, weil ich nur in sehr beschränktem Umfange an den Segen demokratischer Einrichtungen glaube. Und zweitens, weil der Satz, den Bebel in Hannover gegen Bernstein sprach, mir die ganze sozialdemokratische Kritik scharf zu treffen scheint: „Das Erste, was man von einem Kritiker verlangen muß, ist, daß er sagt, was an die Stelle des Getadelten gesetzt werden soll; es geht doch nicht, daß man alle Grundanschauungen zerstört und einfach ein Chaos bestehen läßt.“ Der aus solchem Munde merkwürdig klingende Satz ist ganz unbeachtet geblieben; und gerade hier hätten die bürgerlichen Ökonomen doch einhaken können. Ich weiß nicht, was an die Stelle der geltenden Rechtsordnung, an die Stelle des zu Arbeit und Leistung spornenden Egoismus gesetzt werden soll, und namhafte Sozialisten haben erklärt, daß sie es auch nicht wissen, daß aber die Unhaltbarkeit unserer Gesellschaftsform sich über kurz oder lang zeigen werde. Der ins Riefige gesteigerten Produktion werde, so meinen sie, eines Tages die Absatzmöglichkeit fehlen und nach gehäuften Agrar-, Industrie- und Handelskrisen werde man zu dem Versuch kommen, den allein noch lebensfähigen modernen Großbetrieb durch die „Vergesellschaftung“ der Produktion in Dauer und Erfolg verheißende Formen überzuführen. Der blonde Dr. David sagte in Hannover, Jeder, der „die gesellschaftliche Ordnung des Produktionsprozesses“ wünsche, könne sich einen Sozialisten nennen. Die Marxisten — moi, je ne suis pas Marxiste, sagte lächelnd Karl Marx — sind sicher, daß eine solche Ordnung dieses Prozesses möglich ist und unahnbar großartige Ergebnisse haben wird. Schön; warten wirs ab. Mir ist nicht klar, wie sich ohne Kampf ums Dasein die Auslese der Tüchtigsten vollziehen soll, und ich habe noch manche andere Strupel und Zweifel, mit deren Aufzählung ich Sie jetzt nicht langweilen will. Ich gehöre also nicht zur Partei. Aber ich habe stets Lessings Lösung geliebt: *Parcere miseris et debellare superbos*. Deshalb paßt es mir nicht, an kleine Roheiten und Lächerlichkeiten, die in leidenschaftlichen Debatten unter Leuten von derber Lebensgewohnheit leicht vorkommen können, Schimpfreden zu knüpfen. Schließlich handelt sich doch um eine sehr ernste und große Sache. Und Ihr Einsall, diese Sache

könne ein beliebiger Herr Bernstein umstülpen, umwandeln, aus ihren Wurzeln reißen, dünkt mich — verzeihen Sie! — im Kreise Nüchturner der Erwägung nicht werth.

Er: Jrgend ein beliebiger Herr! Sie wissen offenbar nicht, daß Bernstein der hervorragendste Theoretiker der Partei ist, der Mann, der die offizielle Marx-Biographie schreiben und den Nachlaß von Engels herausgeben sollte. Dieser Mann hat sich jetzt bekehrt und er wird von Bollmar und dem allmächtigen Auer unterstützt, trotzdem er den Begriff des Proletariates in Frage stellt und die Hauptdogmen des Marxismus umgestürzt hat. Das bedeutet den Sieg der gemäßigten Richtung, den wir immer vorausgesagt haben. Und Das scheint mir denn doch der Rede werth.

Ich: Herr Eduard Bernstein, den die Weisheit unserer Regierung von der Heimath fern hält, ist ein tüchtiger, ehrlicher und gescheiter Mann. Ein Finder neuer Gedanken war er nie und als Theoretiker ist er von seinen Genossen nie anerkannt worden; solchen Anspruch hat der Bescheidene wohl auch nie erhoben. Zur Bearbeitung der von Marx und Engels hinterlassenen Schriften wurde er herangezogen, weil er in London lebt, also in dem Milieu der Pfadfinder des modernen Sozialismus, und weil die Partei dem Manne, der in ihrem Dienst Schweres gelitten hat und sich kümmerlich durch literarische Tagelöhnerie ernährt, gern besser lohnende Beschäftigung giebt. Der alte Fortschrittsgeist der vierziger Jahre saß ihm stets im Nacken; lesen Sie nur seine Einleitungen und Glossen zu Lassalles Schriften: er giebt sich alle Schulmeistermühe, uns den genialen Agitator zu verfehlern, und man merkt, wie er selbst schmerzlich unter den Streichen zuckt, die Bastiat-Schulze und die demokratische Presse erhalten. Das Schicksal machte ihn zum Leiter des wildesten Sozialistenblattes und er trat in engen Verkehr mit dem großen Karl und dem als groß geltenden Friedrich, die Beide, wie Kant und Hegel, Schopenhauer und Hartmann, Nietzsche und Stirner, Zbsen und Hauptmann, von Bananfen nur in einem Athem genannt werden. Nun sind die Beiden tot: der alte Fortschrittsmann ist in Bernstein wieder erwacht. Er liebt die Heimath mit der ganzen sehnächtigen Inbrunst des Verbannten, er sieht die heimischen Verhältnisse in rosigem Licht und fühlt sich als einen Fremden unter den Briten. Die Leistungen der Trade-Unions imponiren, die versöhnliche Tendenz der Fabier gefällt ihm. Wäre Aehnliches nicht auch in Deutschland zu erreichen? Auch da giebt es noch gute, das Elend der Bedrückten mitleidig empfindende Menschen, mehr sogar vielleicht als im kalten, nebligen England. Aber die deutschen Genossen sind gar zu rauh und heftig; sie verschmähen jede

Hilfe und stoßen die intellectuels ab, statt sie an sich zu ziehen. Eduard Bernstein wird sie klügere Sitten lehren . . . In seinem Buch hat er nichts gesagt, was nicht schon häufig liberale und ins Liberale schillernde Nationalökonomenvor ihm verkündet hatten. Klarheit ist nicht seine höchste Tugend. Beweis: er hat sich Bebels Resolution angeschlossen, die so ungefähr das Gegentheil von Alledem sagt, was in Bernsteins Buch behauptet war. Mag sein, daß er nicht an das „Endziel“ glaubt. Was liegt daran? Bebel selbst hat in Erfurt also gesprochen: „Die Masse schließt sich uns nicht an, weil sie nach reiflichem Nachdenken unsere Ziele als die Ziele der Menschheit erkennt, sondern weil wir für die Arbeiter in die Schranken treten und die Ausbeuter an den Pranger stellen.“ Das weiß auch Bollmar, weiß Auer, der unter den berliner Pathetikern der einzige Humorist und deshalb leicht dazu kommt, nach langen Deklamationen seiner derben Laune die Zügel schießen zu lassen. Ihnen sind die Scheidendisputationen längst widrig geworden; sie wollen, daß Jeder auf seine Fassung selig werde. Gefährlich könnte die Sache erst werden, wenn es gelänge, der wimmelnden Masse den Glauben zu nehmen. Die Sozialdemokratie ist keine Partei im gewöhnlichen Wortsinn, sondern ein Islam: ich habe es so oft geschrieben, daß ich beinahe stolz bin, nun auch hierin, wie in Sachen des Dreyfußschwindels, mit Liebknecht übereinzustimmen. Ein Islam kann ohne Glauben nicht leben. Daß er daran nicht dachte, war Bernsteins Fehler. Er vergaß, daß ein historisch gewordener Organismus, wie die Sozialdemokratie liebknechtischer Prägung einer ist, seine eigenen Lebensgesetze hat, die man nicht willkürlich von einem zum anderen Tage wandeln kann. Wenn solche Wandlung aber je möglich würde, dann würden nicht die höfisch gezähmten Liberalen davon den Vortheil haben, sondern Anarchisten und Putschisten der wüthendsten Art. Denn der Liberalismus hat sich in langer Prostitution eine tödtliche Krankheit zugezogen und wird nie wieder zu frohem Leben erwachen.

Die rundliche Schattengestalt meines Unentwegten war verschwunden. Hatte der niederprasselnde Regen, hatte mein schlimmes Wort ihn vom Wall geschleudert? Vielleicht wollte er vor schnödem Spott die Hoffnung auf seinen Bernstein retten, auf den Propheten, der die rothe Rote einst ins Land bürgerlicher Tugend führen werde. War nicht Samuel ein Nachkomme Korahs und ward dennoch genöthigt, Israels monarchische Zukunft zu sichern? Seinen David hat ja der neue Prophet schon gefunden, der aus Maryens Schüler Nidererts Hoffnung wurde. Kann er ihn krönen, dann wird noch manches silbergraue Ungethüm die deutsche Kriegsflagge über die Wasser tragen.

## Bischof Teutsch.

Die Feier der Enthüllung eines Denkmals zu beschreiben, kann getrost den Tageszeitungen überlassen werden. Der allgemeine Charakter solcher Festtage ist doch stets der selbe. An den Hauptakt pflegen sich ziemlich regelmäßig ein Begrüßungsabend, ein Festbankett, eine ad hoc eingerichtete Vorstellung im Theater anzureihen. Das ist auch in Siebenbürgen nicht anders gewesen, weder 1898 bei der Enthüllung des Ponterus-Denkmales in Kronstadt noch bei der des Teutsch-Denkmales in Hermannstadt am neunzehnten August dieses Jahres. Ich beschränke mich daher hier auf die unentbehrlichsten Daten, in denen zugleich Das, was sich von anderen ähnlichen Feierlichkeiten abhob und zur besonderen Eigenthümlichkeit siebenbürgischer Volksfeiern gehört, kurz angedeutet werden möge.

Das Standbild des Bischofs Teutsch ist aus der Werkstätte von Donndorf hervorgegangen. Der bekannte Meister ist dabei von seinem tüchtigen Sohn unterstützt worden. Das Denkmal will allerdings, eben so wie das Kronstädter, an Ort und Stelle aus der ganzen Umgebung heraus genauer betrachtet sein, um richtig verstanden zu werden. Keine Abbildung des Teutsch-Denkmales läßt dessen Charakter ungefälscht zur Geltung kommen. Die hohe, schlanke Gestalt des Bischofs erscheint dabei zu mässig, zumal von der Rückseite aus. Die Erklärung dieses Umstandes liegt in dem weiten Priestermantel. Aber das ganze Denkmal hat dadurch in der bildlichen Darstellung etwas Steifes, Unbewegliches bekommen; und wer das magyarisches Petöfi-Denkmal in Schäßburg mit dem vollen Leben in jedem Zuge danebenstellt, möchte auf zukünftige Denkmäler deutschen Geisteslebens wohl Etwas davon übertragen sehen. Doch verschwindet jener erste Eindruck bald, wenn man das eben so ernste wie milde Antlitz der im besten Sinne des Wortes vornehmen Gestalt auf sich wirken läßt. Und die Bibel unter dem linken Arm, die geschichtliche Urkunde mit dem alten Siegel in der rechten Hand, sie führen alsbald in die für Teutsch so besonders kennzeichnende Doppelarbeit hinein. Denn der große Bischof ist zugleich einer der ersten heutigen Historiker gewesen; oder besser: seine echt historischen Studien haben ihn zu dem vorbildlichen Leiter seiner Kirche gemacht.

Seine kirchliche Aufgabe hat Bischof Teutsch jedoch zugleich nur dadurch so meisterhaft zu lösen verstanden, daß er sich stets als Einen von Vielen betrachtete, sich niemals über seine Mitarbeiter irgendwie erhoben hat. Darum gehörten auch auf dem Denkmal diese Mitarbeiter, in deren Mitte er stand, zu ihm. Für die Medaillons, die sie darstellen, sind naturgemäß nur Entschlafene gewählt: Binder, der Vorgänger als Bischof, Schmidt, der letzte Sachsenkomes, der Historiker Schuller, der leider so früh verstorbene Franz Gebbel, der die Führung der kirchlichen Tagesgeschäfte so trefflich leitete. Der nicht in die Personalien Eingeweihte könnte Zimmermann vermissen. Der aber war eben noch am Leben, als die Auswahl getroffen werden mußte.

Vom dem feierlichen Akt der Enthüllung des Denkmals seien hier nur drei allen Theilnehmern untergeordnete Momente hervorgehoben: die noch am Morgen des Festtages von Niemand erwartete Gunst des Himmels, das mächtig ergreifende Weihgebet des Bischofs D. Dr. Müller mit den darauf folgenden Wechselreden und das schöne Bild der bekränzenden Gruppen.



Am Nachmittag des achtzehnten August hatte es nach arger Schwüle heftig zu regnen begonnen. Am Begrüßungabend hatten die Theilnehmer Mühe, ins Trockene zu kommen. Noch gegen sieben Uhr morgens sah es nach einem langen Landregen aus, der auch später nicht ausblieb. Man wagt es kaum anzudeuten, was aus dem schmucken Festzug, der die sämtlichen Landes- trachten in ihrer vollen Pracht aufwies, geworden wäre, wenn nicht für die Dauer der Feier selbst die Sonne die Wolken besiegt hätte. Es war ein all- gemeines Gefühl der Dankbarkeit über diese sonnige und doch nicht heiße Stunde. Das Weißegebet des Bischofs Müller ist — was wirklich viel sagen will — auf allen Tribünen und von der um sie geschaarten Menge verstanden worden. Sein reiches Inhalt wird hoffentlich auch in Deutschland allgemeinere Beachtung finden, eben so wie die in die Kirchen- und Kulturgeschichte des Landes tief hineinführenden Ansprachen des Landeskirchenkurators Arz von Strauenburg, der der Stadt das Denkmal übergab, und des ihm erwidern den Bürgermeisters Drotleff.

Was aber soll ich von dem Festzug sagen, der den Reben sich anschloß? Ich muß freilich auch hier mit einer kleinen Kritik beginnen. Der Fremde hätte vorher eine Uebersicht in Händen haben müssen, wie sie die Zeitungen nachher brachten. Und auch dem Kundigen hätten Tafeln, wie sie anderswo üblich sind und wenigstens den acht Hauptgruppen hätten voranzetragen werden können, das Chaos etwas geordnet. So ist besonders die Nachfreude, die man an diesem (hierin kaum in der Schweiz zu übertreffenden) Gesamtbild aller der reichen geschmackvollen Volkstrachten gehabt hat. Die stattlichen Gestalten, die sie so besonders zur Geltung brachten, waren zwar nicht lauter Bauern und Bäuerinnen. Manche Pfarrersfrau und manches Stadtkind steckte darin. Aber nur um so mehr ist schon bei diesem Festzug der familienartige, alle seine Stände mit gleichem Stolz umfassende Gesamtcharakter des Volkes zur Geltung gekommen, der auch später wohl alle genaueren Beobachter so denkwürdig berührte. Nicht unerwähnt darf bleiben, daß die Predigt des greisen (leider von seinem Amt als stellvertretender Bischof des Bischofs zurückgetretenen) Dechant Wittstock in nachahmenswerther Weise typisch war für die den Sachsen eigenthümliche Art von Predigt und Volksfrömmigkeit. Keine Spur nämlich von Kanzelpathos, nicht die geringste ausschmückende Phrase. Alles schlicht, einfach, nüchtern, wahrhaftig. In der siebenbürger Kirche ist gottlob nicht wie in so vielen anderen Das, was hier Aufklärung und Nationalismus, dort gar Abfall und Unglaube genannt wurde, durch politische Nachthaber ausgegiltet worden. Darum ist die ernste Frömmigkeit der gellertischen Zeit Gemeingut des nicht wie anderswo der Kirche entfremdeten Volkes geblieben. Wittstocks Predigt sowohl wie die Art ihrer Wirkung war vorzüglich geeignet, dem Fremden gerade diese Seite des kirchlichen Lebens sofort vorzuführen. Besondere Erwähnung verdient daneben aber noch der schöne Wechselgesang zwischen Chor und Gemeinde. In dem Organ der rumänischen (griechisch-orientalischen) Kirche, deren Metropolit dem gesammten Fest mit innerer Theilnahme beivohnte, ist diese musterhaft ausgeführte Liturgie besonders gerühmt worden: ein charakteristisches Zeichen für Jedem, der die vorwiegend liturgische Eigenschaft der Orientalen kennt.

Die dem Festakt folgende Eröffnung der Landeskirchenversammlung hat

arbeitreiche Wochen eingeleitet, denn es galt, zahlreiche schwierige Probleme zu lösen. Der Begrüßungsabend und das Festbanket sind in den Zeitungen ausführlich geschildert worden. Zumal der Abend hat Das vollauf durch die geistige Bedeutung der gehaltenen Reden, die sich in vortrefflicher Weise gruppirten, verdient. Es hätte die Gefahr einer gewissen Einseitigkeit nah gelegen, wenn nur theologische Redner zum Worte gekommen wären. Es ist ja sicherlich ein bedeutsames Symptom für die Stellung, die die deutsche Theologie im Gesamtorganismus der Wissenschaft allmählich wiedergewonnen hat, daß die fünf deutschen Universitäten, die persönliche Vertreter gesandt hatten (die übrigen hatten schriftliche, zum Theil hochbedeutsame Adressen gesandt), sämmtlich durch Theologen vertreten waren: Berlin durch Harnack, Breslau durch Brede, Heidelberg durch Tröltzsch, Jena durch Rippold, Kiel durch von Schubert. Aber es hätte doch ein falsches Bild gegeben, wenn nur die theologisch-kirchliche Bedeutung des Bischofs Teutsch zur Geltung gekommen wäre. Daß statt Dessen die allgemeine wissenschaftliche Leistung mit in den Vordergrund trat, ist den Wortführern der budapester Universität und der münchener Akademie der Wissenschaften zu danken gewesen. Der Erste, Professor Asboth, wußte die allseitige kulturelle Arbeit des Mannes und seines Stammes in einer für das zukünftige Ungarn glückverheißenden Weise ins Licht zu stellen. Der Zweite, Professor Oberhummer, bewies durch seine feine Zeichnung der historischen Forschungen des Bischofs, daß der Wahrheitsinn Döllingers in der bayerischen Akademie auch heute noch fortlebt. Dadurch, daß die Reihenfolge nach dem umgekehrten Alphabet geordnet wurde und Pest und München den anderen Universitäten vorangingen, war jeder einseitig theologischen Deutung des Festes von vorn herein vorgebeugt. Und doch lag naturgemäß der Schwerpunkt auf der kirchlichen Lebensarbeit des Gefeierten. Das trat schon in der dem ganzen Abend den Charakter prägenden Rede des Hospredigers D. Rogge aus Potsdam zu Tage, der im Namen des Gustav-Adolf-Vereines sprach, dem Teutsch den siebenbürger Verein zugeführt und dessen Centralvorstand er von 1882 bis 1891 angehört hatte. Würdig sekundirte ihm Konsistorialrath Dr. Hermes aus Magdeburg im Namen des Evangelischen Bundes, speziell an Teuschs Theilnahme an der großen wittenberger Feier von 1892 anknüpfend. Von den Gastgeberern hatte der hermannstädter Gymnasialdirektor Ulrich die Gäste begrüßt und zum Schluß sprach Senior Budaker von Bistritz den Dank aus. Nicht oft werden ohne vorausgegangene gegenseitige Absprache sich alle einzelnen Reden so wohlthuend ergänzt haben.

Daß auch bei dem Festessen die auswärtigen Gäste wiederholt zu Wort kamen, ist selbstverständlich; die einzelnen Reden sind von den Zeitungen meist im Wortlaut gebracht worden. Eben so wenig haben die üblichen offiziellen Toaste gefehlt. Nachdem der Bischof obenan den Kaiser Franz Joseph (in Ungarn-Siebenbürgen wird er nur als König genannt) begrüßt hatte, bekamen die ungarische Staatsregierung, die gemeinsame Armee, die auswärtigen Gäste ebenfalls ihren Antheil. Besonderen Eindruck machten von den Einheimischen auf den Fremden der griechisch-orientalische Metropolit mit der warmen Betonung des allen (papstfreien) Kirchen gemeinsamen Glaubens, und der Feldmarschall-Lieutenant Perczel, der der Familie gedachte. (Zwei Söhne des Bischofs sind Offiziere, wie denn überhaupt der sächsische Volksstamm für eine Zeit, wo wieder einmal Grillparzers

Wort wahr werden könnte: „In Deinem Lager ist Oesterreich“, eine kaum geahnte Bedeutung gewinnen dürfte.) Auch der prager Kommandirende General, Feldzeugmeister Zabini, hatte ein herzliches Telegramm gesandt. Schließlich darf die gehaltvolle Rede des bekannten sächsischen Politikers Karl Wolff auf das deutsche Volk um so weniger übersehen werden, als sich an diese Rede ersichtlich der Beginn einer Ueberbrückung der einheimischen Fraktionsgegensätze angeschlossen hat.

Die Aufführung im Theater bot eine Fülle alt-sächsischer Volksszenen und Lieder, die einen lebensvollen Einblick in die Gesamtentwicklung der siebenbürgischen Poesie (nach Anleitung des verdienstvollen Germanisten Adolf Schullerus) darboten. In indirektem Zusammenhang mit dem Fest standen endlich noch der akademische Kommerz und die Generalversammlung der Frauenvereine. Auf dem Kommerz hat besonders ein warmendes Wort Harnack über den Rausch der Worte Eindruck gemacht und, wie ich mich auch an anderen Orten überzeugen konnte, lebhaften Nachhall gefunden. Die überaus segensvolle Arbeit der hundertdreißig Frauenvereine aber verlangt eine gründlichere Würdigung, als in dem jetzigen Zusammenhang möglich ist. Die vielen anderen Telegramme und Schreiben kann ich hier nicht aufzählen. Dem Charakter dieser Zeitschrift dürfte am Besten gebieten sein, wenn ich nun die von mir in der Woche nach dem Fest in Hermannstadt gehaltene Rede — sie wurde von Freundeshand stenographirt — hier folgen lasse:

Gestatten Sie mir, mit einem offenerherzigen Bekenntniß zu beginnen. Im Gegensatz zu den anderen Städten des Landes ist mir hier doch etwas blänglich zu Muth geworden. Es ist ein wirklich ledes Untersangen, hier, an der Stätte seines langjährigen Wirkens, über Ihren gewaltigen Führer zu reden. Und all Das, womit sich ein Fremder anderswo einführen dürfte, müßte hier wegfallen. Wo ich bisher auch war, ließ sich zunächst doch Manches erzählen von den Einzelheiten der schönen Festtage, die inzwischen bis ins kleinste Dorf Ihres Landes hinein den Mittelpunkt des Interesses gebildet haben. Von Alledem kann natürlich hier keine Rede sein. Dazu aber kommen noch andere Umstände, die die Aufgabe dort erleichtert haben und hier erschweren.

In Schäßburg drängte sich vor Allem die Erinnerung auf an die frühere Zeit des Bischofs als schäßburger Rektor, an den Pädagogen in seiner festen Energie, in seinem strengen Ernst. Habe ich doch oft von ihm sagen hören, daß an ihm das schöne Bibelwort so recht wahr geworden sei: „Der alte ist milder“. Dazu traten an diesem Ort noch allgemeinere Beobachtungen. Was ich in der Fremde über das schäßburger Gymnasium gewußt, hatte ich im Wesentlichen aus den Schulprogrammen entnommen. Jetzt, an Ort und Stelle, bot neben der alten Schule das neue Albrethaus mit seinen reichen Erinnerungen, mit der ganzen auf die Zukunft berechneten Einrichtung einen ganz anderen, aus dem Leben stammenden, in das Leben einführenden Eindruck. Und Das galt von der ganzen Stadt wie von ihrer Umgebung, wo noch heute der „harte“ schäßburger Geist um sein Deutschtum ringt.

Nicht anders war es in Kronstadt. Die Stadt und die umgebenden Dörfer wollten zunächst wieder studirt sein. Dazu kam dann die reiche Literatur seit dem Ponterus-Jubiläum. Ich war eben doch ins Land gekommen, um zu lernen, und habe gerade in Kronstadt viel gelernt. So hatte ich bis dahin noch nichts von den drei starken Bänden gesehen, die während der letzten Jahre aus dem städtischen Archiv herausgegeben worden sind, und eben so wenig die wichtige Sammlung der Schriften Stefan Ludwig Roths.

Die schwer erhassten Erinnerungen an diesen Märtyrer wurden in Mediasch noch verstärkt durch die große Kalamität in der wirtschaftlichen Entwicklung. Aber ich durfte mich freuen, im Gottesdienst ein Wort ausgelegt zu sehen, das so recht auf solche Verhältnisse Anwendung findet: „Selig der Mann, der die Anfechtung erduldet, der sich in ihr bewährt.“ Nicht anders ist es mit der Erinnerung an den Märtyrer Ihrer Volksgeschichten in der neuen Revolutionzeit. Wenn man heute an diese Zeit zurückdenkt und Daß, was Ihr Sachsenstamm seitdem aus sich selbst gemacht hat, damit vergleicht, so wird man an das alte Dichtermotiv erinnert: „Recht wie ein Palmenbaum über sich steigt, hat ihn erst Regen und Sturmwind gebeugt, so wird die Lieb' in uns mächtig und groß, in manchem Leiden und traurigen Loos.“ Aber Das sagt nicht genug. Ist doch das Martyrium geradezu der eigentliche Nerv der Menschheitsgeschichte, die man nur im Licht des Kreuzes versteht. Ich berühre damit den unerschöpflichsten Gegenstand, den der Meister Ihrer Geschichtschreibung auch persönlich besonders liebte, aber ich muß mich der Versuchung entziehen, näher auf den Nachweis für diese These einzugehen. Ich beschränke mich deshalb darauf, noch ein anderes Dichtermotiv in Erinnerung zu rufen, das Uhlands: „Wenn heut' ein Geist herniederstiege!“ Hier muß man nur das „wenn“ streichen, sobald man das Denkmal von Teutsch neben dem von Stefan Ludwig Roth schaut, denn dann fühlt man leidhaftig die Wahrheit des altkirchlichen Bekenntnisses: „Wir glauben an die Gemeinschaft der Heiligen“, — Das heißt: in echt evangelischem Sinn, nicht in Bezug auf die legendarischen Heiligen der Papstkirche.

Gerade jenes Denkmal in Mediasch steht in der That in engster Verbindung mit dem, das Sie hier aufgerichtet haben. Denn auch das Teutsch-Denkmal mahnt an das Selbe: auch in den ernsten Kämpfen der Zukunft seinen Mann zu stehen wie früher. Lassen Sie mich darum nun sofort zu der Erinnerung an Ihren großen Bischof selbst übergehen und zunächst die Frage zu beantworten suchen: Warum haben Sie gerade diesem Einen unter vielen tüchtigen Mitarbeitern das Denkmal errichtet?

Ich habe überall die selbe Antwort erhalten: Bischof Teutsch ist eine typische Verkörperung seines Volksstammes. Jeder in diesem Volke sieht das ihm vor-schwebende Ideal in diesem Mann so erfüllt, wie es menschenmöglich ist. Man darf

den Vergleich wagen: Teutsch ist eine ähnliche Verkörperung Ihres kleinen Stammes, wie das große deutsche Volk in Bismard seine Verkörperung gefunden hat. Nur ist Das ein Vergleich, der auf ganz anderem Boden steht als der, den man mir in den Mund gelegt hat. Ich soll Teutsch den sächsischen Bismard genannt haben. Der Lebensberuf beider Männer war wohl so verschieden wie möglich. Aber in jener Verkörperung Ihres Volksstammes erkennt auch der von außen Kommende, was diesem Volksstamm bis dahin seine Kraft gegeben hat.

Gerade an der Grenze der Völker, wo sie um ihr Volksthum zu ringen haben, entwickelt sich die größte Kraft der nationalen Eigenart. Hier hat Darwins große Entdeckung von der Zuchtwahl, von der Auslese im Kampf ums Dasein, ihren prägnantesten Nachweis gefunden. Es ist das Selbe wie auf religiösem Boden mit den Diasporagemeinden, wo ein ganz anderes Leben pulst als da, wo man nicht nöthig hat, für seinen Glauben Opfer zu bringen. So ist es die Kraft eines unverwundlichen Stammes, die im Bischof Teutsch offenbar wurde. Man darf, man muß es rückhaltlos sagen: Sie sind heute innerlich viel stärker geworden, als man vor einem Menschenalter voraussehen konnte. Gerade die neuen schweren Kämpfe haben, wie jeden Einzelnen von Ihnen, so das ganze Volksthum gestählt.

Mit dieser allgemeinen Beobachtung scheint jedoch die Frage noch nicht genugsam beantwortet, warum gerade dieser Eine in der Erinnerung sich heute so um Haupteslänge über die Anderen erhebt. Aber dazu tritt das Andere: Sie sind heute Alle von den gleichen Gefühlen erfüllt, Sie stehen Alle ein für den Einen. Das ist aber nur deshalb so möglich gewesen, weil dieser Eine stets für Sie Alle einstand. Bischof Teutsch hat stets das große Ganze, nie das kleine „Ich“ im Auge gehabt. Darum wagte er alle zerstreuten Kräfte zur gemeinsamen Arbeit zusammenzufassen.

Gestatten Sie mir, einige kleine Beispiele aus dem großen Kreise der einzelnen Schriften zu wählen, deren ganzer Umfang Ihnen ja viel genauer bekannt ist als mir. Aber auf mich haben stets die Gedächtnisreden einen ganz besonderen Eindruck gemacht, die eine so große Zahl von einzelnen Personen so liebevoll schildern: Samuel Schiel, Johann Jabini, Michael Fuß, Karl Goos, Michael Gottlieb Schuller und manchen Anderen. Auch Binder gehört hierher, wenn auch nur ein einzelner Zug aus seinem Lebensbilde herausgegriffen ist. Diese und viele ähnliche Reden sind bei den Eröffnungsjahren des Landeskundevereines gehalten worden. Wie manche inhaltreiche Rede zur Eröffnung der Landeskirchenversammlung, des Gustav-Adolf-Vereins und in anderen Vereinen steht dann daneben. Auch hier haben Sie die Uebersicht über das Ganze; ich kenne nur Weniges. Einen einzelnen Punkt darf ich jedoch zur Ergänzung Ihrer Erinnerungen noch anführen. In der „Allgemeinen

Deutschen Biographie" hat Teutsch auch die älteren Vorbilder zu zeichnen gewußt. Da habe ich zuerst gehört von einem Georg Jeremias Haner, einem Jakob Raunicher und Johann Karl Schuller. So hat er allen treuen Mitarbeitern zu geben gewußt, was ihnen gebührte.

Aber noch ein Weiteres verbindet sich damit. Er ist unter allen seinen Mitarbeitern der größte Arbeiter gewesen. Als an ein Beispiel von vielen denke ich hier an die Kirchenvisitationen: wie er da alle Geschäfte führte, alle Theilnehmer zu begeistern wußte und dabei sich noch vorzubereiten hatte: am Abend, nachdem alle Anderen fertig waren, wie schon in der Frühe des Morgens. Neben den Geschäften ja zugleich auch auf seine Predigten. Von der ersten Visitation im biskriyer Lande ist mir erzählt worden, wie er damals nicht die Absicht hatte, selbst eine Predigt zu halten, wie er aber, als die Leute zusammenströmten und ihn zu hören wünschten, sich dann doch dazu entschloß. Er hat damals zum ersten Male in dieser Weise gesprochen. Daneben stellt sich ein Zeugniß über den Erfolg der Kirchenvisitationen im Burgenlande. Mir war eine Schrift des Professors Philippi mit Erinnerungen an die Visitation im Jahre 1879 genannt worden. Ich citirte sie in Kronstadt. Daraus ist mir die Schrift selbst gütigst mitgetheilt worden; und so kann ich heute ihren Schlußsatz wörtlich anführen:

So endete diese denkwürdige General-Kirchenvisitation im Burgenlande, die gewiß überall in der Errienerung der evangelischen Bevölkerung fortleben und die besten Folgen haben wird, da sie überall Veranlassung geboten hat, sich selbst besser kennen zu lernen, die Ziele fester ins Auge zu fassen, die oft nahe liegenden Mittel zu würdigen und wieder einmal im Bewußtsein der einigenden Arbeit das uns so noth und so wohl thnende Gefühl innerer Kräftigung zu empfinden, vorgefundene Schäden zu heilen, Mißbräuche abzustellen und das sittliche Leben zu kräftigen und zu fördern.

Die volle Bedeutung Ihrer bischöflichen Visitationstreffen wie Ihrer Kirchenverfassung überhaupt — von der ich nachher noch ein Wort zu reden habe — tritt jedoch erst im Vergleich mit ähnlichen Einrichtungen anderer Kirchen zu Tage. Solche Visitationen sind ja auch anderswo eingeführt, aber im großen Deutschen Reich haben sie sich nicht im selben Maße die Liebe der Bevölkerung zu gewinnen gewußt. Sie sind eben von oben her oktroyirt worden, nicht aus dem Gemeindebedürfnis erwachsen. Eine mehr naturwüchsige Art, von der gesammten geschichtlichen Entwicklung der Nationalkirche getragen, haben die Visitationen in der englischen Kirche. Gerade im vorigen Jahre habe ich Gelegenheit gehabt, eine Kirchenvisitation in großem Stil in dieser Kirche mitzuerleben. Der Erzbischof von Canterbury hat da fünf gewaltige Reden gehalten: die eine wie die andere gegen die papistischen Verführungskünste gerichtet. Ich erhielt dabei einen ganz anderen Eindruck von der Stellung der Bischöfe zu diesen Fragen, als man ihn aus

Zeitungberichten bekommt. Aber die Reden selbst waren vorbereitet und wurden verlesen. Ihr Bischof dagegen sprach unter dem Eindruck des Moments: und doch hat er auch der kleinsten Dorfgemeinde immer etwas für sie Neues aus ihren Verhältnissen heraus zu erzählen gewußt. Wie hat er Das aber angestellt? Es war die selbe Methode, die er bei den großen Generalversammlungen des Gustav-Adolf-Vereines befolgte. Hier hatte er jedesmal vor der Öffentlichkeit eine dreifache Aufgabe. Er hatte mitzurepräsentiren; dazu trat die offizielle Begrüßung bei der Versammlung in der Kirche; und dann kam das Dritte hinzu, was geradezu sprichwörtlich geworden ist in den deutschen Städten: er hat immer den Gruß auf die Feststadt zu bringen gehabt. Ich habe da persönlich Gelegenheit gehabt, zu beobachten, wie er, nachdem er sich vorher über die Geschichte von Stadt und Land orientirt hatte, am frühen Morgen ausging und beobachtete, was die Stadt Eigenthümliches an sich habe, und eben als Historiker wußte er auch den großen Städten immer etwas Neues über sie selber zu sagen, wie hier den kleinsten Dörfern. Die Hauptaufgabe lag natürlich nicht in diesen Ausgängen, sondern in den Berathungen des Centralvorstandes selbst, wo er mehr und mehr in weitere Kreise das Interesse für seine Kirche hineinzutragen wußte. Aber die kleine Parallele von draußen mit Dem, was Sie hier Alle aus Erfahrung kennen, schien mir nicht fehlen zu dürfen.

Ich wende mich jetzt — der Stoff ist überreich und ich kann nicht alle Punkte berühren — zu der Frage, welcher Aufgabe, welchem Zweck diese ganze rege Arbeit gewidmet war. Es war der Neubau der Kirche, dieser Neubau, der die Kirche zur unerschütterlichen Grundlage Ihres Volksthumes gemacht hat. Das Streben, dem Ihre neue Kirchenverfassung entgegenkam, lag in jener Zeit überhaupt. Schon vorher fehlte es nicht ganz an Anknüpfungen und Vorbildern. Man dachte damals besonders an die rheinisch-westfälische Kirche, die ebenfalls Presbyterien und Synoden hat. Aber es ist ein doppelter Unterschied. Sie haben auf der einen Seite einen viel konsequenteren Independentismus der Einzelgemeinden, auf der anderen aber den zusammenhaltenden Einigungspunkt im Bisthum. Auf diese Weise konnten dann auch Ihre Bezirkskonsistorien wie Ihr Landeskonsistorium aus der Kirche selbst heraus erwachsen. Es sind nicht staatlich aufgeenthligte Behörden, wie sogar in der — sich früher einer ganz anderen Selbständigkeit und Unabhängigkeit vom Berlinismus erfreuenden — rheinisch-westfälischen Kirche. Sie haben also in der That eine wirkliche Selbständigkeit, eine von unten nach oben sich aufbauende Kirche. Wie sehr das Streben danach jedoch in jener Zeit überhaupt lag, darüber kann ich aus den Anfängen meiner akademischen Thätigkeit heraus ein Zeugniß anführen, wo im Großherzogthum Baden genau das Selbe angestrebt wurde. Heute liegt diese Erinnerung doppelt nah,

wo in dem selben Jahre 1899 das Denkmal von Teutsch in Hermannstadt und von Richard Rothe in der heidelberger Peterskirche enthüllt wurde.

Rothe, wie der frommste und demüthigste, so der tiefste unserer theologischen Denker, ist als Solcher natürlich nur in den Fachkreisen bekannt. Gerade deshalb aber hat es mich besonders interessiert, wie gerade in Ihrem Lande früher als anderswo der Versuch gemacht worden ist, die Schätze des Meisterwerkes Rothes, seiner theologischen Ethik, in der gerade jetzt in zweiter Auflage erschienenen Sittenlehre Drendis für die Schule zu verwerthen. Eben so ist in Kronstadt Dr. Retoliczka mit der Ausgabe der Jugendgedichte des Mannes beschäftigt, die es noch mehr möglich machen werden, den Entwicklungsgang Rothes von Stufe zu Stufe zu verfolgen. Nur auf diesem Weg ist ja der vom Anfang bis zum Ende seines Lebens den ganzen Mann erfüllende Grundgedanke recht zu verstehen, der Gedanke einer Neukräftigung und Neuorganisation jener evangelischen Kirche, der seine ganze Liebe gewidmet war, der Kirche nicht als Selbstzweck, aber als Gefäß für die ewigen Gedanken des Himmelreiches. Rothe hat in den zahlreichen Reden und Aufsätzen seiner „Erntezeit“ genau das Selbe als Ideal hingestellt, was Sie in die Wirklichkeit eingeführt haben.

Wenn ich jedoch heute besonders an diese Parallele denke zwischen Dem, was in Siebenbürgen damals erreicht, und Dem, was in Baden erstrebt wurde, so rührt diese Parallele doch nicht von mir her. Zuerst ist sie nämlich ausgesprochen von Wattenbach, als er 1869 die Entdeckungsreise nach Siebenbürgen machte. Er hat Ihr Land wirklich für Deutschland „entdeckt“, wo damals kaum irgend Jemand ernstlich an Siebenbürgen dachte. Seiner Liebe zu Land und Leuten ist er bis zu seinem Lebensende treu geblieben. Noch wenige Monate vor seinem Tode hat er der Generalversammlung des Deutschen Schulvereines in Jena präsidirt, dieses Vereines, der auf Manche wie ein rothes Tuch wirkt und doch in Wirklichkeit nur für unbemittelte Studenten Stipendien sammelt und einige Schulanstalten unterstützt. Das war die Arbeit, der Wattenbach bis zuletzt sein ganzes Herz geschenkt hatte. Bei dem selben Anlaß konnten wir noch persönlich die alten heidelberger Erinnerungen austauschen. Aber schon damals, als er zum ersten Male in Heidelberg von Siebenbürgen berichtete, stand er unter dem Eindruck der mächtigen Persönlichkeit Teutchs. Von ihm hat er schon damals besonders gesprochen, hat auch Teutsch zu einem eingehenden Aufsatz in Schenkels Allgemeiner kirchlicher Zeitschrift über Ihre Kirchenverfassung bewogen.

Leider ist ja Das, was Wattenbach und Häusser wie Rothe und Schenkel anstreben, der Versuch, die der Kirche entfremdeten Gemüther ihr wieder zu gewinnen, gescheitert. Der Protestantenverein ist verlehrt und unter die Füße getreten. Die Kämpfe zwischen Religion und Wissenschaft wurden er-



bitterter als jemals zuvor. Die Folgen lassen sich heute mit Händen greifen: in der Niederlage Deutschlands im Kulturkampf. Sie wäre uns erspart geblieben, wenn die Kirche bei uns die selbe Stellung gehabt hätte wie hier. Diese Stellung aber ist Ihrer Kirchenverfassung zu danken gewesen, deren innere Ausbildung wesentlich Teutschs Verdienst war und bei der immer wieder auf die Wahrung der geschichtlichen Kontinuität das Hauptgewicht gelegt worden ist.

Mit dieser Wahrung der geschichtlichen Kontinuität haben Sie aber — und darin liegt ebenfalls wieder ein ganz besonderes Mitverdienst des Bischofs Teutsch — sich eine wirkliche Gemeindefirche, eine echte Volkskirche, erhalten. Bei Ihnen hat es keiner durch politische Reaktionstendenzen begünstigten, engherzigen Partei gelingen können, sich als die allein gläubige hinzustellen. Der schlichte Ausdruck echter Frömmigkeit bei unseren Großvätern und Großmüttern hat hier nicht als Unglaube und Abfall ausgetilgt werden können. Es ist bei Ihnen niemals nach dem Grundsatz regiert worden, daß die Jesuiten dem Gläubigen lieber sein müßten als die sogenannten Nationalisten. Daß die Bewahrung Ihrer Kirche vor diesem schwersten Verhängniß des deutschen Protestantismus aber gerade Teutsch echt historischem Sinn entsprach, dafür darf ich abermals eine an sich geringfügige, aber gerade nach dieser Seite bezeichnende Erinnerung mitreden lassen. Schon im Jahre 1869 hat nämlich Wattenbach mir auch persönliche Grüße von ihm gebracht und den Wunsch, in der selben Art wie in der zwei Jahre vorher erschienenen ersten und zweiten Auflage meines kirchengeschichtlichen Handbuchs weiterzuarbeiten. Das war eigentlich ein kleines Jugendwerk. Später entstand das Bedürfnis eines Unterbaues; und so wurde bei der dritten Auflage zunächst (1880) ein Band der „Einleitung in die Kirchengeschichte des neunzehnten Jahrhunderts“ eingefügt. Von den mannichfachen Vespredungen dieses Bandes aber haben eigentlich nur zwei für mich größere Bedeutung gewonnen, da ich aus ihnen wirklich zu lernen vermochte: die des allseitig gelehrtesten unserer Kirchenhistoriker, des in diesen Tagen leider verstorbenen Weizsäcker in Tübingen, und die des Bischofs Teutsch. Der Grundgedanke seiner Vespredung ging aber eben darauf hinaus: auch die Aufklärungszeit gehört zur Entwicklung des deutschen Geisteslebens, sie soll und darf nicht aus der Geschichte unserer Kirche gestrichen werden. Gott hat eine wunderbare Entwicklung in den Protestantismus hineingelegt. Jedesmal, wenn eine geistige Strömung sich ausgelebt hatte, hatte sich eine andere vorbereitet, um die Segnungen der Reformation in immer neue Gestaltungen zu gießen. Wie ist da nicht Alles zur gegenseitigen Ergänzung bestimmt! So war Teutschs Ideal. Und dieses Ideal haben Sie hier in Wirklichkeit umgesetzt. Ihre Kirche ist von den unseligen dogmatischen Zwistigkeiten verschont ge-

blieben, in denen so viele edle Kräfte des deutschen Protestantismus, wie im sechzehnten und siebenzehnten, so auch im neunzehnten Jahrhundert, gelähmt wurden. Neben dem eben genannten Aufsatz von Teutsch hat noch gerade in diesen Tagen wieder einer ihrer besten Männer Das in klaren Worten dahin ausgedrückt — ich citire hier einfach nach der Eröffnungsrede Ihres Bischofs Müller bei der letzten Landeskirchenversammlung —: „Einen Streit um das Bekenntniß, das doch gegenüber dem Wort Gottes, an dem wir unentwegt festhalten, immer nur menschliche Weisheit ist, hat uns Gottes Gnade erspart und der Uebergang aus der Periode der flachen ‚Aufklärung‘, die übrigens zu ihrer Zeit und der Ueberfättigung durch Dogmatismus und Pietismus gegenüber auch wohl ihr Recht hatte und nicht wider Gottes Willen gedacht werden kann, eben auf dem Weg tieferer wissenschaftlicher Forschung zu positiverem Glauben, vollzieht sich hier ohne jene stürmischen Erscheinungen, die das ‚vollkommenste‘ Gesetz, das der Liebe, oft so schmerzlich vermissen lassen und nur dem gemeinsamen ‚alten, bösen Feinde‘ zu leichteren Siegen verhelfen.“ Was Ihr jetziger, so viele Jahre im engsten Bunde mit Teutsch für Volk und Kirche unermüdlich schaffender Bischof hier sagt, darf in der That ein recht eigentlicher Segen Gottes für dieses Ländchen genannt werden. Siebenbürgen war im sechzehnten Jahrhundert das einzige Land, das allgemeine Duldung kannte, auch für die vielgeschmähten Unitarier. Im achtzehnten war es das Land, wohin die protestantischen Ärgere verbannt wurden, als in ein Land, wo doch nichts mehr zu verderben wäre, — vom Standpunkt der Inquisitionskirche aus nämlich. Man hat mir erzählt, wie die „Landler“ noch bis heute sich ihren Glauben und ihre alte Sitte treu bewahrt haben. Und auch in dem Restaurationjahrhundert haben Gewissensfreiheit und Duldung, nach der schönen Definition unseres unvergeßlichen Kaisers Friedrich am Grabe Luthers die recht eigentlichen Segnungen der Reformation, sich in diesem alten Asyl aufrecht erhalten. Auch heute ist hier die Kirche nicht Selbstzweck, sondern das Gefäß für die ewigen Gedanken des Gottesreiches, wie die sinnige Predigt beim Fest, die uns Fremden immer in Erinnerung bleiben wird, in schöner Weise ausführte. Ueberall aber wird es gerade als besonderes Verdienst des Bischofs Teutsch anerkannt, daß er jene Eigenart der Kirche aufrecht zu erhalten wußte.

Mit dieser Eigenart der Kirche selbst aber hängt abermals noch ein weiterer Punkt zusammen: die eigenthümliche Stellung Ihrer Kirche zur Schule. In Kronstadt ist Das im Standbild des Honterus klar angedeutet. Wie sinnig ist es, daß Honterus vor der Kirche steht und mit der ausgestreckten Hand auf die Schule gegenüber hinweist! Hat aber nicht der frühere Rektor von Schäßburg im selben Sinne gewirkt?

Sie haben hier ein Schulwesen, wie wir es in Deutschland nicht

kennen, nicht kennen können. Dort sind konfessionelle und Simultanschulen in einen traurigen Gegensatz getreten. Wo in Deutschland die simultanen Schulen, die gesegneten Schöpfungen früherer Zeit, unterdrückt wurden, da geschah es dem seine Trümpe ausspielenden Centrum zu Liebe. Hier dagegen ist es ein echt evangelischer Geist, der bei Ihnen die Verbindung von Kirche und Schule aufrecht erhält. Wie reihen sich hier nicht alle diese evangelischen Schöpfungen an einander: vom Landeskirchenseminar, von den Gymnasien, den Realschulen, den höheren Bürger- und Mädchenschulen bis zu den eigentlichen Volksschulen und Kindergärten herab. Vor Allem hat das Gymnasium hier eine eigenthümliche Stellung wie sonst nirgendwo. Ich habe kein Land gefunden, in dem die Gymnasiallehrer eine sozial so hervorragende Stellung einnehmen wie hier. Und doch treten die meisten Lehrer später gern in ein ländliches Pfarramt über. Es liegen ja freilich auch Gefahren in dem für Ihr kleines Volk so reich entwickelten Schulwesen, daß zu viel Intelligenz produziert wird, für die in dem kleinen Lande die Existenzbedingungen schwer aufzutreiben sind. Dagegen sollten Gewerbe und Ackerbau noch mehr gepflegt werden. Eine ganze Reihe von gewerblichen und industriellen Fragen schwebt in der Luft und harret der Lösung. Aber auch diese Bedürfnisse können nur befriedigt werden auf der Basis der gemeinsamen Arbeit von Kirche und Schule im Sinne des alten schäßburger Rectors.

Zu Alledem aber gesellt sich noch ein anderer, noch höherer Gesichtspunkt. Unter Gottes gnädiger Obhut war Ihre Kirche die Errettung Ihrer Nationalität in der Zeit schwerster Gefahren für diese Nationalität. Darin hat Ihre Kirche Aehnlichkeit mit der griechischen, die Jahrhunderte lang vom Islam unterdrückt wurde und doch dem Volke in heißen Kämpfen mit der Religion zugleich auch Sprache und Nationalität gerettet hat. In gleicher Weise ist Ihre Kirche das Rückgrat des Volkes geworden in einer Periode, die wohl erinnern konnte an die Türken- und Jesuitenzeit.

Es war ein allgemeiner Zusammenbruch im Revolutionjahr 1848/49, ganz besonders in Oesterreich-Ungarn. Nur durch die Hilfe der Russen wurde die Monarchie damals gerettet. Dann aber erhob sich der Staat in ungeahnter Weise noch einmal. Das alte Lied von Ernst Moritz Arndt von dem „Oesterreich an Ehren und Siegen reich“ schien noch einmal wahr werden zu wollen. 1850 ist Preußen tief gedemüthigt worden, — am Tage von Olmütz. Oesterreich wurde noch einmal zum führenden Staate, wie nach der Restauration von 1814. Wie unter Metternich regirte es in Deutschland durch den Bundestag, regirte es in Italien und in Ungarn. Nun aber wurde ein Ritt gesucht für die vielen Nationalitäten; und es hieß damals, diesen Ritt könne nur die alleinseligmachende Kirche bieten. Das Koncordat von 1855 wurde geschlossen. Darüber hat die Geschichte ihr

Urtheil gesprochen. Genau so wie durch die erste Gegenreformation der geistige Zusammenhang mit Deutschland abgeschnitten wurde, so auch jetzt Und so kamen mit Naturnothwendigkeit die Jahre 1859 und 1866. Mit außerordentlicher Tapferkeit hat auch da die Armee sich geschlagen. Doch der Abdruck des Konföderates lag auf dem Lande. So kam Niederlage auf Niederlage. Beuß sollte für die Revanche sorgen. Durch ihn ist es zu dem Dualismus in dem früher geeinigten Staatswesen gekommen, zu einem Ausgleich, der von einer Delegation zur anderen immer ärgeres Auseinanderfallen bewirkt hat. Das sächsische Volk ist politisch das Opfer jener wirren Zeiten geworden. Gerade in ihnen aber hat dann Ihre Kirche ihre alte Selbständigkeit in neuer Form gewahrt. So ist sie zum festen Rückgrat Ihrer Nation geworden. Das ist auch in Deutschland immer klarer empfunden worden beim Namen Ihres Bischofs Teutsch. Rogges Wort: „Euer Teutsch ist unser Teutsch“ wird sich darum auch förder bewähren. Wie ein Fels im Meer ragt seine Gestalt in die Zukunft hinein.

Was aber giebt ihm denn nun diese recht eigentliche Zukunftsbedeutung? Die Antwort ist einfach. Er ist der Historiker gewesen im höchsten Sinn des Wortes. Seine Bedeutung als Historiker ist bei dem Fest speziell zum Ausdruck gekommen in den schönen Worten des budapester Professors Asboth und des münchener Oberhummer. Die deutschen Universitäten hatten zu ihren Vertretern lauter Theologen gewählt, gewiß ein schönes Zeugniß für die Stellung, die die Theologie im Gesamtorganismus der Wissenschaft wieder einzunehmen beginnt. Aber wenn nicht jene Männer so gesprochen hätten, wie sie es thaten, so wäre nur die theologische Bedeutung von Teutsch zur Geltung gekommen. Nun aber wurde in so hervorragender Weise, wie es besonders der Akademie Döllingers zukam, der Historiker Teutsch charakterisirt.

Es ist die echte Methode der Geschichtsforschung, die Teutsch verfolgte. In ihrer Schule ist der Geschichtschreiber der Vergangenheit zum Propheten der Zukunft geworden. Ich bekenne mich mit ihm zur Anwendung der naturwissenschaftlichen Methode auch in der Religionsgeschichte. Beide Wissenschaften gehen gleich sehr aus von der Beobachtung des Einzelnen, wie Teutsch sie verstanden hat. Sie schreiten fort zur Zusammenstellung des Verwandten, wie wieder Teutsch es gethan hat. So führen sie endlich zur Erkenntniß der Entwicklung überhaupt, zur Erkenntniß Dessen, was der berühmte Schotte Henry Drummond „die Naturgesetze in dem geistigen Leben“ genannt hat. Wie er, hat auch Ihr Teutsch die ganze Menschheitsgeschichte im Lichte der Ewigkeit (sub specie aeternitatis) angeschaut. Und Das hat sein Sachsenvolk von ihm gelernt. Es hat neulich in Kronstadt großen Eindruck auf alle Hörer eine Rede gemacht, die Dinge betonte, wie man sie sonst nur von Theologen hört, die vom Gottvertrauen redete und

auch davon sprach, daß die ausgleichende Gerechtigkeit nicht im Diesseits zu finden sei. Es war die Rede eines Führers im Kampfe, eben darum aber ein doppelt nachahmenswerthes Vorbild. Sie haben verschiedene Fraktionen nöthig, aber deren Führer haben Schulter an Schulter zu stehen gegen die gemeinsamen Feinde. Das haben Sie Alle, Einer wie der Andere, aus Teutschs Sachsengeschichte zu lernen. In jenem weisfagenden Geiste, den die israelitischen Propheten in die geschichtlichen Betrachtungen hineinlegten und der in dem Gesichtsbilde in den Reden unseres Herrn seine höchste Blüthe erreicht hat, ist auch diese Sachsengeschichte geschrieben. Es sind Teutschs liebste Stunden gewesen, wenn er über die Eigenart seines Volkes und seiner Kirche reden konnte, mit warmer Anerkennung auch der Eigenart anderer. Denn Das ist das Wunderbare gerade in der kirchengeschichtlichen Entwicklung, daß da so verschiedene Formen neben einander stehen, alle von dem selben Meister geschaffen.

Noch ein Punkt darf nicht völlig vergessen werden, der wieder mit allen anderen zusammenhängt: die persönliche Verbindung Ihres Bischofs mit dem deutschen Volk, mit der deutschen Kirche. Rogge hat darauf hingewiesen, wie besonders durch Vermittelung von Teutsch die Aufnahme Ihres Hauptvereines in den allgemeinen Verein der Gustav-Adolf-Stiftung bewirkt wurde. Das geschah im Jahre 1861 in Hannover. Dann erfolgte im Jahre 1882 seine eigene Wahl in den Centralvorstand, wo 1891 der jetzige Bischof Dr. Müller sein Nachfolger wurde. Damals gab es eine kleine Gefahr; sie hing mit der Ehrfurcht zusammen, die man Teutsch entgegenbrachte. Es tauchte der Vorschlag auf, ihn zum Ehrenmitglied zu ernennen. Dieser Vorschlag wurde aber abgelehnt, weil man auf die persönliche Mitarbeit eines Siebenbürgers nicht verzichten wollte. Durch diese Stellung Ihrer Bischöfe im Centralvorstand fließt hierher zugleich ein Strom von geschichtlichem Wissen, der in seiner Bedeutung erst wenig bekannt ist. Nur wenn man Jahr um Jahr die Arbeit aller einzelnen Hauptvereine so verfolgen kann, wie es nur die Mitglieder des Centralvorstandes vermögen, bekommt man eine Vorstellung von den Segnungen, die der Gustav-Adolf-Verein über alle seine Theile ausgießt.

Mit unserer gemeinsamen Arbeit in diesem Vorstand hängen nun aber endlich auch meine persönlichen Erinnerungen an Ihren Bischof zusammen. Ich hatte mit ihm schon lange im Briefwechsel gestanden, aber erst 1885 lernte ich ihn persönlich kennen: in Eisenach. Ich hatte als Dekan der theologischen Fakultät den Verein zu begrüßen. Als ich zurücktrat, folgte mir Teutsch auf die Rednertribüne in der Kirche. Er nahm sich aber die Zeit, mir im Vorbeigehen die Hand zu drücken und mir zu sagen, es sei ein günstiges Omen, daß wir uns hier zum ersten Male sähen. Ich habe da-

neben jedoch noch den Verdacht, daß, als ich am folgenden Tage selbst ebenfalls in den Centralvorstand gewählt wurde, Teutsch seine Hände mit im Spiel gehabt hat. Im folgenden Jahr in Düsseldorf ist dann er unter den Ersten eingeweiht worden in Das, was nachher zu so großer Bedeutung wurde für die innere Kräftigung der deutsch-evangelischen Kirche, in die Ziele des neu zu gründenden Evangelischen Bundes. Mehrere Jahre war ich dann verhindert, auf den Versammlungen zu erscheinen. Teutsch aber hat meines Wissens niemals gefehlt. So ist er z. B. auch in Danzig gewesen, während ich am selben Tage die Waldenferkirche zu begrüßen hatte. Dann fanden wir uns wieder auf der mannheimer Versammlung im Jahre 1890. Wir haben dort viel mit einander verkehrt, auch gemeinsam den tüchtigen alt-katholischen Pfarrer Bauer zu seinem fünfundsiebenzigjährigen Priesterjubiläum beglückwünscht, blieben Beide sogar allein noch einen Tag länger dort. Ich bin mir nachher ganz egoistisch erschienen. Denn ich hatte ihm viel erzählt von meinen österreichischen Vorfahren. Später ist es mir klar geworden, daß er der Attentäter war, daß ich ihm, wie er es auch in anderen Fällen verstanden hat, das Alles erzählen mußte, weil er es wissen wollte. Und wenn ich heute mehr als andere Reichsdeutsche das schwere Geschick des österreichisch-ungarischen Staates mitempfinde, so muß ich mir sagen, daß er es war, der dieses Interesse in mir neu erweckt hat.

Im Jahre 1891 war, wie schon bemerkt, seine Thätigkeit im Centralvorstande des Gustav-Adolf-Vereins abgelaufen. Dafür haben wir uns im Jahre 1892 bei dem großen wittenberger Fest noch einmal gesehen, — zum letzten Male. Der Abschied wurde uns merkwürdig schwer. Wir gingen abends hin und her zwischen den beiden Wohnungen; immer wieder begleitete Einer den Anderen.

Weiter möchte ich gerade diese Erinnerungen persönlicher Art nicht ausspinnen. In dieser Stunde habe ich mich auf die am Meisten charakteristischen Züge aus dem Lebensbild Ihres großen Bischofs beschränken zu sollen geglaubt. Das Lied, das Sie Alle so freudig beim Fest mitgesungen haben, bezeichnet Teutsch als den frommen, tapferen, deutschen Mann. Ich wurde durch diese Worte an das letzte Bild von Ernst Moritz Arndt in seinem neunzigsten Lebensjahr erinnert, das die Unterschrift trägt: Fortes fortuna juvat, mit der darauf folgenden Uebersetzung ins Christliche: „Gott ist uns Schwachen mächtig.“ — *„Off Verkömning vort Frommstigten and Lapperkeit ist das Heilmittel für die schweren Aufgaben unseres großen Deutschen Reiches wie für die anders gearteten Kämpfe, in denen er Ihr Führer gewesen ist. Sein Bild hat darum die selbe Bedeutung für Sie und für uns. Denn mit Recht hat das schöne Lied weiter bezeugt:*

„Er trug zum Mutterland die Kunde,  
Dies Kind hier sei der Mutter werth.“

## Das Ende des Marxismus.

Es ist traurig, zu sehen, wie die Sozialdemokratie den deutschen Arbeiter mit dem zerrissenen und gebluteten Rock des verstorbenen Hegel affiziert hat. Gerade in Dem, was Marx und Engels aus Hegels Hinterlassenschaft für ihre Zwecke ausgewählt haben, ist Hegels Philosophie so tot wie sein Leib. Noch dazu haben sie diese Philosophie umgestülpt und aus dem Idealismus Materialismus gemacht. Aber in der Philosophie ist der Materialismus nicht mehr möglich. Nicht bloß der Philosoph von Fach, sondern jeder philosophisch gebildete Kopf weiß heutzutage, daß die Stofflichkeit der Körperwelt nur eine Illusion, das Wesen der Welt geistig, die Materie mit ihren Eigenschaften nur in der wahrnehmenden Seele vorhanden ist und daß, wenn wir uns alle wahrnehmenden Seelen hinwegdenken, es in der Welt weder Licht, noch Farbe, noch Süßes oder Saures, noch Wohlgeruch oder Gestank, noch Glattes oder Rauhes, noch Weiches oder Hartes, noch Warmes oder Kaltes, sondern nur noch qualitätslose Atome giebt, die trotz allen Schwingungen und sonstigen Bewegungen, die sie vollführen mögen, doch das reine Nichts sind, so daß wir uns bei dieser Annahme die Bewegungen, durch die sie in unserer Seele den Schein eigener Qualitäten erzeugen, gar nicht mehr vorzustellen vermögen. Und wenn die meisten Philosophen immer noch zögern, die mathematisch feststehende Tatsache des Idealismus mit den unzweideutigen Worten Loges zu bekennen: „Das wahrhaft Wirkliche ist nicht der Stoff und noch weniger die Idee, sondern der lebendige persönliche Geist Gottes und die Welt persönlicher Geister, die er geschaffen hat“ \*), so geschieht Das aus Scham darüber, daß man Behauptungen preisgeben soll, die eine Zeit lang mit solchem Särum als die höchsten Errungenschaften der Wissenschaft ausgefriesen worden sind. Marxisten wie Lütgenau sagen freilich, mit der materialistischen Geschichtskonstruktion sei doch nur die Ableitung der historischen Erscheinungen aus den ökonomischen Verhältnissen und nicht der metaphysische Materialismus gemeint. Aber nicht allein halten die orthodoxen Marxisten von der Art Kautskys daran fest, daß die Bewußtseinserscheinungen Funktionen des Gehirnes seien, sondern der ökonomische Materialismus fordert auch den metaphysischen, da ja Marx alle Ideen für bloße Spiegelungen ökonomischer Verhältnisse erklärt und damit die angeblich auf dem Kopf stehende Welt Hegels auf die Füße gestellt zu haben sich einbildet.

Lohnt es die Mühe, dieser Paradoxie noch einige Sätze zu widmen?

\*) Schon Schelling hatte gesagt: „Kein objektives Dasein ist möglich, ohne daß es ein Geist — Das heißt: ein Subjekt — erkenne“; allerdings hinzufügend; „und umgekehrt: kein Geist ist denkbar, ohne daß eine Welt für ihn da sei.“

Jüngst war ich Zeuge folgender Szene: Ein zweieinhalbjähriges Bublein wurde zum Mittagessen auf ein hohes Stühlchen gesetzt. Da brach der Kleine in Thränen aus und wollte nicht essen. Die Mutter nahm ihn herunter; er war augenblicklich beruhigt, stand ein paar Sekunden mit gefalteten Händen neben seinem Stühlchen und fing sofort an, seine Suppe zu löffeln, nachdem er wieder darauf gesetzt worden war. Ich fragte, was Das zu bedeuten habe; man habe vergessen, ihn beten zu lassen, war die Antwort. Welches ökonomische Verhältniß spiegelt sich denn in der Vorstellung des Kindes, daß seine Ehre gekränkt werde, wenn man es als Sache oder als Thier behandelt und nicht bei allen geselligen Zusammenkünften rits handeln läßt, wie die Erwachsenen thun? Das Ehrgefühl ist gerade so eine ursprüngliche Thatsache des Bewußtseins wie der Hunger, abgesehen davon, daß auch der Hunger nur in und von der bewußten Seele empfunden wird, nicht vom Magen oder vom Gehirn, obwohl sie freilich ohne die wunderbare Maschine, zu der Magen und Gehirn gehören, weder Hunger noch den Schmerz des verletzten Ehrgefühls empfinden kann. Und wie oft erweisen sich die rein geistigen Empfindungen stärker als die leiblichen! Schon im Kinde, das über dem Spiel — Das heißt: über der Lust an wechselnden Vorstellungskombinationen — auch über einem fesselnden Schauspiel, einer Kombination von Vorstellungen, die ihm dargeboten wird, Essen und Trinken vergißt und dabei sogar Kälte und leibliche Schmerzen nicht empfindet. Daß sich die ökonomischen Verhältnisse in der Rechtsordnung eines Volkes spiegeln, Das ist freilich wahr; hat ja doch das Recht gar keinen anderen Zweck als den, die mancherlei Beziehungen der Menschen zu einander, und darunter auch die ökonomischen, zu ordnen. Aber diese sind nicht die einzigen; Ehrenkränkungen und Beleidigungslagen haben, an sich wenigstens, mit der Oekonomie gar nichts zu schaffen; und überdies sind Rechtspflege und Gerechtigkeitsinn oder Gerechtigkeitsgefühl grundverschiedene Dinge; dieses Gefühl wird durch die bestehenden Rechtsverhältnisse geweckt, an ihnen geübt, erzogen, verfeinert, aber nimmermehr durch sie erzeugt. Jedes Wesen kann nur Wesen sui generis zeugen; wie materielle und geistige Vorgänge grundverschieden sind, daher nie die einen aus den anderen hervorgehen können, so kann auch niemals das Gerechtigkeitsgefühl aus ökonomischen Verhältnissen hervorgehen. Oekonomische Verhältnisse können der Raupe — durch Dürre z. B. — den Tod bringen, aber sie können nicht machen, daß die Raupe den Hungertod als ein erlittenes Unrecht empfindet und darüber zürnt. Und da aus nichts eben nichts wird, die Wirkung aber stets kleiner ist als die Ursache (weil stets ein Theil der wirkenden Kraft auf Nebenwirkungen, z. B. auf die Ueberwindung von Reibungswiderständen, verloren geht), so haben zu allen Zeiten die unbefangenen Geister, und zwar gerade die größten und tiefsten,



geschlossen, daß es eine höchste Denkkraft, ein höchstes Wissen, ein höchstes Wollen, eine höchste Liebe und Gerechtigkeit geben müsse, aus der alles Denken, Wissen und Wollen, alle Liebe und Gerechtigkeit entspringt, so viel sich davon auf Erden findet. Nicht, daß Hegel die Ideen vor den Dingen sein läßt, ist seine Sünde, denn Das ist eine physikalisch-mathematische Wahrheit; so wenig die Bildsäule da sein könnte, wenn nicht vorher ihre Idee im Geiste des Künstlers gelebt hätte, so wenig könnte ihr Vorbild vorhanden sein ohne die Idee des Menschen in Gott. Noch so viele Atomgruppierungen könnten zwar zufällig hier und da einmal eine regelmäßige geometrische Figur — keine sehr komplizierte natürlich — ergeben, aber nimmermehr eine lebendige Zelle, ein Infusorium; ich füge nicht hinzu: oder gar einen Menschen, weil freilich, wenn die Materie eine Zelle und ein empfindendes Thierchen hervorzubringen vermöchte, auf dem selben Wege auch ein Mensch entstehen könnte. Also darin hat Hegel selbstverständlich Recht. Seine beiden Sünden bestehen darin, daß er, um schopenhauerisch zu sprechen, über die Vorstellung den Willen vergiftet, die für sich allein kraftlose Idee zur Welterschöpferin macht und daß er, wie Marx einmal ganz gut gesagt hat, den Welterschöpfer erst post festum im Menschen zum Bewußtsein kommen läßt, mit anderen Worten, Gott als geworden denkt und den Menschen zu Gott macht. Daß die Vorstellung des Menschen von Gott das Spiegelbild seiner eigenen Persönlichkeit sein muß, versteht sich von selbst; denn der Mensch vermag Gott nur aus dessen höchster irdischer Offenbarung, eben aus dem Menschengesicht, zu erkennen und seiner eigenen Fassungskraft gemäß vorzustellen; kein Mensch begreift die Menschengesichter, die über seinem eigenen Niveau stehen; in diesem Sinne schafft sich freilich ein Jeder seinen Gott nach seinem Bilde. Und auch die Menschwerdung Gottes ist wie die Gottwerdung des Menschen nichts Neues, sondern das Kerndogma des Christenthums. Auch darf man es Hegel und Feuerbach nicht verargen, daß sie den pfäffischen Verhunjungen der christlichen Grundwahrheit gegenüber den Nachdruck auf das Menschliche gelegt und sich bemüht haben, aus Christen vorerst wieder einmal Menschen zu machen. Jede Opposition ist der Gefahr ausgesetzt, sich ins Extrem zu verirren; und so dürfen wir uns nicht wundern, daß Hegel, Fichte und Feuerbach, Jeder in anderer Weise, den vergöttlichten Menschen zu Gott gemacht und den Welterschöpfer über seiner höchsten Offenbarung übersehen haben.

Aus diesem Irrthum gerade erklärt sich der utopische Gedanke des Marxismus, daß die zukünftige Menschheit ihre weitere Geschichte mit Bewußtsein machen, die Produktion und Vertheilung der Güter planmäßig ordnen und damit ihr ganzes Dasein nach dem eigenen Bedürfniß und den eigenen Wünschen gestalten werde. Vermöchte Das die Menschheit, so wäre sie allerdings Gott, ein Kollektivgott. Sie ist aber, wie ihr die tägliche Er-

fahrung sehr empfindlich zum Bewußtsein bringt, weder Gott noch ein Kollektivwesen, sondern eine Gesellschaft von Individuen, die sehr verschiedene, einander vielfach widersprechende Bedürfnisse haben und deren Schicksale von einer höheren Macht bestimmt und geleitet werden. Gewiß erhöht jeder Fortschritt der Naturerkenntnis und der Technik die Fähigkeit des Menschen, sein äußeres Schicksal mit Bewußtsein zu gestalten, die Zukunft zu berechnen, Schädigungen abzuwehren und sich Vorteile zu sichern. Allein wie jeder mechanische Vorteil von entsprechenden Nachtheilen abgewogen wird, so ist auch in dieser Beziehung dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Der technische Fortschritt steigert die Differenzierung der Berufsarten, der Stände, der Vermögenslagen, der Bildung, der Ansichten und vermehrt die Interessenkonflikte ins Unendliche. Von der Einzelwirtschaft sind wir zur Volkswirtschaft und von der Volkswirtschaft zur Weltwirtschaft fortgeschritten, ja wohl! Aber diese Weltwirtschaft ist zugleich babylonischer Thurbau und bellum omnium contra omnes. Wenn nicht einmal die Herren von Kardorff und von Miquel über ihren Vorteil, wenn nicht einmal Bernstein und Kautsky über den Sinn des Marxismus einig werden: wo soll denn da die einheitliche Organisation — ich will nicht sagen der Weltwirtschaft, sondern bloß — eines Ländchens von der Größe des Königreichs Sachsen herkommen? Abgesehen von dieser wachsenden Uneinigkeit bewirkt jeder technische Fortschritt, namentlich dann, wenn er sich mit einer Modelaune verbündet, Umwälzungen der Volkswirtschaft, die sich nicht voraussagen lassen; wer hätte vor dreißig Jahren, wo doch die Reiträder schon in Gebrauch waren, geahnt, wie tief dieses Spielzeug, wofür es damals gehalten wurde, ins Wirtschaftsleben eingreifen werde! In diesem Punkte hat Marx, der Hegelianer, dem die Menschen nur unfreies Material eines Prozesses sind, Recht gegen Marx den Propheten. Wir Theisten freilich drücken uns ein wenig anders aus und lassen nicht ein unpersönliches Wesen oder einen Prozeß, sondern Gott unsere Geschicke lenken.

Vielleicht hat es niemals in der Welt giftigeren Haß und vielfachere Feindschaften gegeben als heute und die aus ideoellen Wurzeln entspringenden sind nicht weniger zahlreich und giftig als die, die der Konflikt der materiellen Interessen gebiert. Gewiß nimmt dieses Interesse oft genug eine „ideologische“ Maske vor; und es gehört zu den Verdiensten Marxens, daß er das Auge für die Wahrnehmung solcher Vermummungen geschärft hat. Noch öfter findet man das ideoelle Interesse mit dem materiellen verflochten und alte Verflechtungen führen nicht selten zur unlösbaren Verschmelzung. Das gilt besonders von der Religion. Aber gerade die Geschichte der Religionen zeigt auf das Deutlichste, daß die Idee im Allgemeinen stärker ist als das materielle Interesse und daß die Wirtschaft weit mehr von der Idee als die Idee

von der Wirthschaft bestimmt wird. Der alte Wig: „Gott, was ist doch der Herr Jesus gewesen for'n großer Mann! Was hat er uns gemacht for'n Geschäft su Weihnachten!“ enthält eine tiefe Wahrheit. Ohne die christlichen Mönche, die die deutschen Wälder urbar gemacht haben, hätten wir überhaupt kein Geschäft, weder zu Weihnachten noch im übrigen Jahre. Dagegen verfallen alle Versuche, das Christenthum aus den ökonomischen Verhältnissen des römischen Reiches ableiten zu wollen, dem Fluche der Lächerlichkeit. Nicht die leiseste Spur eines solchen Zusammenhanges findet man im Neuen Testament und in den Schriften der apostolischen Väter, dem Niederschlag des christlichen Bewußtseins der beiden ersten christlichen Jahrhunderte. Nicht, weil das Christenthum nothwendig geworden, denn Arme und Unterdrückte hat es zu allen Zeiten gegeben und wird es geben, so lange das Menschengeschlecht auf Erden lebt, sondern weil der polytheistische Volksglaube in einen unlöslichen Widerspruch mit der philosophischen Erkenntniß der Gebildeten gerathen war. Und nicht die Spiegelung irgend eines ökonomischen Verhältnisses haben wir in der Gestalt Christi, sondern die Verschmelzung des aus den platonischen Ideen zusammengeronnenen hellenistischen Logos mit dem jüdischen Messias.

Noch weniger als der historische Materialismus erfordert der dialektische Prozeß eine lange Widerlegung. Dieser Kunstausdruck bezeichnet eine Ansicht der Dinge, die ihre eigene Berechtigung unter Anderem auch dadurch beweist, daß sie durch ihre einseitige Fassung bei den Marxisten aus Sinn in Unsinn umschlägt. Die Welt besteht aus realen Dingen, die durch Anziehung und Abstosung in Wechselwirkung mit einander treten und in dieser Wechselwirkung theils neue Dinge erzeugen, theils neue Gruppierungen der vor-handenen Dinge herbeiführen. Am Lebhaftesten wird die Wechselwirkung dort, wo zwei polar entgegengesetzte Dinge zusammentreffen, und in diesem Fall kann man in der That von Theseis, Antithesis und Synthesis sprechen. Aber erstens läßt sich die Wechselwirkung keineswegs in allen Fällen in diese Formel bringen; zweitens ist das Ergebnis der Synthese häufig nicht ein neues Ding, sondern bloß, wie beim Ausgleich von elektrischen Spannungen, ein neuer Zustand der beiden einander berührenden Körper oder Geister; und drittens denkt der Gegensatz, wenn er z. B. ein Weib im Augenblick des Zeugungsgeschäftes ist, gar nicht daran, den Satz zu negiren; Weider Synthesis aber, das Kind, verschlingt nicht Satz und Gegensatz, sondern verhilft ihnen zu vollterem Leben. Das Dämmeſte aber iſt, daß der Prozeß das eigentlich Seiende ſein ſoll, worin das „lumpige Individuum“ unterzugehen habe. Ein Civilprozeß ohne prozeßirende Perſonen, ein chemiſcher Prozeß ohne Subſtanzen, die ihn eingehen, iſt reiner Unſinn. Der Prozeß iſt nichts Anderes als die Wechselwirkung zwiſchen den Dingen oder

Personen, die das Beharrende und Unveränderliche sind, während sich ihre Beziehungen fortwährend verändern, und der ganze „lumpige“ Weltprozeß kann uns gestohlen werden, wenn er uns Individuen nichts nützt; es ist uns absolut gleichgültig, ob mit dem Spinnrad oder mit der Maschine gesponnen wird; darauf allein kommt es uns an, wie in den nach der verschiedenen Spinnweise unterschiedenen Perioden die Menschen, die das allein Werthvolle sind, sich befinden.

Würde die marxische Philosophie von den Arbeitern ernst genommen, legten die kein Gewicht auf das „lumpige“ Individuum und glaubten sie an den sich von selbst vollziehenden Weltprozeß, so hätten wir keine sozialdemokratische Partei. Zum Glück ist aber das Wort von Engels, die deutschen Sozialisten seien stolz darauf, nicht allein von Saint-Simon, Fourier und Owen, sondern auch von Kant, Fichte und Hegel abzustammen, nicht unwahr, — und gerade die Kant und Fichte entnommenen Feyer sind das Werthvolle an dem Philosophenmantel des deutschen Proletariats. Kant und Fichte wollen die sittliche Würde jedes Geschöpfes, das Menschenantlig trägt, gewahrt wissen, und eben darin besteht die soziale Frage der Gegenwart, daß diese Idee in der Arbeiterschaft gezündet hat, daß sie sich den herrschenden Ständen gleichberechtigt fühlt und die aus ihrem — lange vor Kant und Fichte vom Christenthum verkündeten — Recht abgeleiteten Ansprüche geltend macht, daß es aber zweifelhaft ist, ob diese Ansprüche selbst bei gutem Willen der herrschenden Stände verwirklicht werden können. Zum historischen Materialismus und zum dialektischen Prozeß passen diese Ansprüche, die rein „ideologischen“ Wurzeln entspringen, wie die Faust aus's Auge. Aber die ganze Kraft der Arbeiterpartei beruht auf der Ueberzeugung, daß jeder Arbeiter, wie er die ganze sittliche Pflichtenlast und Verantwortlichkeit des vollberechtigten Mannes und Staatsbürgers zu tragen hat, so auch gleich Diesem auf die zur Erfüllung seiner Pflichten erforderliche wirtschaftliche Grundlage Anspruch erheben muß und daß durch die Abweisung dieses Anspruchs die Gerechtigkeit und die Liebe verletzt werden. Das Bewußtsein, für Gerechtigkeit und aus Liebe für Menschenglück zu kämpfen, die Empfindung des tödtlich verletzten Gerechtigkeitsempfindens und der leidenschaftliche Zorn über die häufigen, ja fortwährenden Verletzungen: Das ist es, was der Arbeiterbewegung Schwung verleiht; lauter „ideologische“ Vorstellungen und Empfindungen, die nach marxischer Lehre nur Illusionen sind, Spiegelbilder, die das im Prozeß befindliche Nichts sich selber vorgaukelt. Spiegelbilder von was? Doch nicht von den bestehenden wirtschaftlichen Verhältnissen? Wenn es nicht an sich schon Unsinns wäre, die Materie von Recht und Unrecht, von Vernunft und Unvernunft träumen zu lassen, so müßte ihr doch wenigstens in ihrem unbegreiflichen Traum das jeweiligen Seiende, also auch die

jetzt bestehende kapitalistische Ordnung, als vernünftig und gerecht erscheinen! Allerdings haben die Agitatoren dem marxischen Hegelthum einige Vorstellungen und Schlagwörter entnommen, wie das von der Expropriation der Expropriateure, die sehr zugkräftig sind und die Gründung und Ausbreitung der sozialdemokratischen Partei nicht wenig gefördert haben, und darin liegt ohne Zweifel der weltgeschichtliche Zweck dieser Verirrung; aber der Vogelscheuche die Würde einer philosophischen Weltansicht zugestehen: Das geht doch nicht an. Die Arbeiterpartei wird deswegen nicht zusammenbrechen wenn sie auch einsieht, daß ihre Führer schlechte philosophische Musikanten sind; auf Philosophie kommt es ihr überhaupt wohl weniger an als auf andere Dinge, und nachdem die Katastrophentheorie durch die handgreiflichste Erfahrung widerlegt ist, kann auch dem verunglückten Versuch, sie philosophisch zu begründen, kein Werth mehr beigemessen werden. Das Ende des Marxismus bedeutet weder das Ende des Sozialismus noch das des Emanzipationkampfes der Arbeiter.

Das Alles wissen die philosophisch Gebildeten schon lange, aber ich gestehe gern, daß es mir durch Masaryks Buch\*) noch klarer geworden ist. Obwohl der Verfasser ein Czeche ist, muß man es doch als ein Werk des deutschen Gelehrtenfleißes bezeichnen. Mit unendlicher Mühe und Sorgfalt hat er allen Beziehungen der Dioskuren Marx und Engels zu englischen französischen und deutschen Philosophen nachgespürt, alle Irrgänge der Marxisten verfolgt und ihre Ansichten über Metaphysik, Religion, Wissenschaft, Kunst, Ehe, Familie, Staat, Gesellschaft, Volkswirtschaft dargelegt und kritisiert. Leider hat er auch an den Fehlern Theil, die man früher wenigstens dem deutschen Professor nachzufügen pflegte; vom Stil wollen wir nicht reden, da ja das Deutsche nicht seine Muttersprache ist; aber es geht ihm auch die künstlerische Gabe ab, einen weitgeschichtigen und spröden Stoff weise zu disponiren und ihm eine faßbare Gestalt zu geben. Er sollte dem Werke ein Büchlein nachschicken, worin er den Marxismus ohne wissenschaftlichen Apparat kritisiert und seine eigene Ansicht schlicht und einfach im Zusammenhange vorträgt.

Am Wenigsten glücklich ist er in der Kritik des Oekonomischen. In allem Uebrigen stimme ich seiner Auffassung zum größten Theil, nicht durchweg, bei, aber in den volkswirtschaftlichen Dingen hat Marx in viel weiterem Umfang Recht, als ihm Masaryk zugestehen will. So ist die Arbeitwerththeorie, die Masaryk bestreitet, der Hauptsache nach richtig. Einwürfe, wie

\*) Die philosophischen und soziologischen Grundlagen des Marxismus. Studien zur sozialen Frage von Th. G. Masaryk, Professor an der böhmischen (soll heißen czechischen) Universität Prag. Wien, Karl Konegen, 1899.

der folgende, beweisen, daß Masaryk die ökonomischen Prozesse nicht durchschaut. „Warum wird z. B. jungfräulicher Boden gekauft und verkauft? Und kann man nicht sein Gewissen und seine Ehre verkaufen? Wie kann man das Gewissen oder den noch unbenutzten Boden, in dem keine Arbeit steckt, mit Geld messen, wenn sich nur Das messen läßt, worin als *tertium comparationis* Arbeit enthalten ist?“ Das Gewissen verkaufen, ist eine rhetorische Figur; was verkauft und gekauft wird, Das ist ein geldwerther Vortheil, z. B. ein Geschäftsgeheimniß, das Arbeitsprodukt eines Anderen. Im menschenleeren Lande wird jungfräulicher Boden nicht gekauft, sondern offkupirt. Ist der ganze Boden eines Landes entweder von Privaten oder vom Staat mit Beschlagnahme belegt, so ist er, als eine nicht vermehrbare Sache, Monopol geworden; und daß es außer den durch Arbeit geschaffenen Werthen Monopolwerthe giebt, leugnen die Marxisten nicht. Aber das Rechtsverhältniß des Monopoles steigert nur die Höhe des Werthes, schafft nicht den Werth an sich; daß dem jungfräulichen Boden überhaupt Werth zugeschrieben wird, verdankt auch er der Arbeit. Man kauft ihn, weil man darauf Landwirthschaft zu betreiben oder Gärten anzulegen oder Häuser zu bauen, also zu arbeiten gedenkt. Handelt es sich um Gebäude, in denen gearbeitet werden soll, so steigt der Werth um so mehr. Der hohe Tauschwerth des berliner Sandbodens rührt daher, daß sich in Berlin die Industrie, d. h. die Arbeit ganzer Provinzen konzentriert. Uneingeschränkte Geltung hat die Arbeitwerththeorie selbstverständlich nur bei unentbehrlichen Gegenständen des Massenverbrauches, die beliebig vermehrbar und weder Monopolaunen noch Monopolen unterworfen sind. Keine Macht der Erde kann den glatten Geweben ihren früheren Preis wiedergeben, nachdem die Arbeit, die sie erfordern (einschließlich der Arbeit, die auf Spinn- und Webemaschinen, auf die Ausgrabung und Herbeischaffung des Eisens und der Kohle verwandt wird) auf den dritten bis vierten, ja vielleicht auf einen noch kleineren Theil reduziert worden ist. Das Selbe gilt vom Getreide, seitdem die Ausbildung der modernen Verkehrsanstalten die Produktion durch Arbeitersparniß (Arbeit von Menschen und Vieh) verbilligt hat. Denn Getreide, das hundert Meilen vom Hungrigen entfernt verkauft, wie es früher oft vorkam, ist für diesen noch gar nicht produziert, ist für ihn gar nicht vorhanden; der Händler, die Bahnbeamten und die Seeleute, die an die Stelle der Frachtfuhrleute und Zugochsen getreten sind, gehören also mit zu den Produzenten. Beim Getreide setzt sich der Preisfall so lange fort, wie noch unbebautes Land zur Verfügung steht; ist keins mehr vorhanden, dann tritt zum Arbeitwerth der Monopolwerth hinzu. Dagegen hat Masaryk Recht, wenn er die Mehrwerththeorie verwirft; allein diese auf andere Art widerlegen wollen, als es Robbertus durch die Darstellung des Produktions- und Vertheilungs-

prozeßes schon im Voraus gethan hat, ehe sie vorhanden war, — Das heißt, eine Ilias nach Homer schreiben.

Man findet bei Masaryk unter dem Wust seiner Citate und gelehrten Untersuchungen manchen glücklichen und fruchtbaren Gedanken, z. B. daß der Revolutionismus bei Marx nicht ideologischer Ueberbau, sondern Vorbau des ökonomischen Materialismus gewesen ist; nicht die ökonomischen Verhältnisse des Englands der fünfziger Jahre haben ihn zum Revolutionär gemacht, sondern er hat diese Verhältnisse benutzt, um seine schon mitgebrachte revolutionäre Gesinnung zu rechtfertigen. Selbstverständlich hebt auch Masaryk hervor, daß der marxistischen Philosophie schon ihre Ausbildung in einem Kreise internationaler politischer Flüchtlinge verhängnißvoll werden mußte, weil ja die Mitglieder dieses Kreises die Fühlung mit dem eigentlichen Volk ihrer verschiedenen Heimathländer verloren hatten, daher die große Verschiedenheit der ökonomischen Zustände übersahen und von der Macht der Vaterlandsliebe und der Religion keine Ahnung hatten. Für den geborenen Czechen, dessen Volk seine ehemaligen, ihm in der Kultur überlegenen Herren durch Kinderzeugen und gebuldige, wohlfeile Frohnarbeit um ihre Machtstellung gebracht hat und jetzt auch jenes geistige Uebergewicht erstrebt, das man durch Sigfleisch erlangen kann, ist es charakteristisch, daß er Marx als den Entdecker der weltgeschichtlichen Bedeutung der Kleinarbeit preist. „Die Kleinarbeit ist wahrhaft praktisch, ist die wirkliche Lebensarbeit; die sogenannten großen, die heroischen Thaten sind größer in der Phantasie als in der Wirklichkeit. Durch die Kleinarbeit wird der Utopismus, wird auch der Revolutionismus überwunden. In der Beobachtung Dessen, was keinen Menschen interessiert, in der Ausführung Dessen, was Allen langweilig ist: darin werden sich die Helden der Zukunft zeigen. Bis jetzt giebt es ihrer Wenige. Die Menschen opfern lieber ihr Leben, als daß sie arbeiteten. Den wirklich modernen und fortschrittlichen Menschen erkennt man an der Arbeitsamkeit. Der wirklich moderne Mensch: Das ist der Mann der Arbeit. Die Menschen hegen eine Leidenschaft für das Märtyrertum. Heute quälen sie ihre besten Menschen zu Tode, morgen stellen sie ihnen Altäre auf. Und darum sage ich: kein Märtyrertum! Liebe ist Leben, nicht Tod. Wir haben kein Recht, Selbstaufopferung zu fordern, und dürfen auch das eigene Leben nicht für jede Dummheit hingeben. Das Märtyrertum ist ein Luxus der bisherigen sentimental, romantischen und mystischen Ethik. Aber die Sentimentalität und Romantik ist Egoismus, großer Egoismus.“ Masaryk hat Recht; die Entwicklung geht dahin, aus den Menschen, so weit sie nicht in die angenehme Region der Schmarozker vordringen, automatisch schaffende Arbeitsbienen zu machen, und die Zahl Derer, die lieber himmelhochjauchzende zum Tode betäubte Menschen als dummes Arbeitvieh sein wollen, ist leider nicht mehr so groß, wie es Masaryk scheint.

Schon aus dieser Stelle sieht man, daß der Kritiker dem Marxismus gerecht wird, trotzdem ihm Marx selbst nicht sympathisch ist, der „sich ärgert, wo Feuerbach liebt.“ Die Verdienste des Marxismus faßt er richtig, wenn auch bei Weitem nicht erschöpfend, in den Satz zusammen: „Durch seinen Objektivismus läßt er in die Massen keinen skeptischen Subjektivismus eindringen und unterhält in ihnen die Hoffnung auf die Zukunft, stärkt den Glauben an den Fortschritt und läßt keine pessimistische Stimmung aufkommen; er verweist die Menschen, wenngleich einseitig, auf die Arbeit und berichtigt so seinen philosophischen und sozialen Revolutionismus.“

Reiffe.

Karl Zentsch.



## Jupiters Ruchlein.

Zeus Kronion, den die Lateiner Jupiter nennen, sprach eines Tages zu Hebe, der Göttin der Jugend: „Wo ist mein Adler? Dreimal hat er den Blick verdummt und ich sehe nicht mehr seine Schwinge die Wolke des Olymps zertheilen.“

„Dein Adler, großer Zeus, ist es überdrüssig geworden, in der einsamen Wolke zu haufen. Er hat sich einen Horst auf den Bergen der Erde gebaut und ein Weibchen gesucht.“

„Der Thor! Ist es nicht Glück und Ehre genug, meinen Blickstrahl zu tragen?“

„Ehre genug, großer Zeus, aber — verzeihe mir — nicht Glück genug. Du selbst, der mächtige Vater der Götter, hast Deine Majestät nicht ohne eine Theilnehmerin an Deinen Triumpphen tragen können.“

„Geh, schicke den Merkur zu meinem Adler, ihm zu befehlen, daß er zur Höhe zurückkehren soll. Der Blick ist sich selbst genug, der Blick kann nicht lieben: er kann nur leuchten, zermalmen, töten!“

Merkur, der Götterbote, senkte sich mit dem Morgennebel zur Erde hinab und kehrte mit der Abendröthe auf den Olymp zurück.

„Großer Zeus, Dein Adler kann nicht kommen, er hat Junge bekommen, die er warten muß.“

„Wie, Jupiters Adler hat sich herabgewürdigt, Ruchlein aufzupäppeln?“

„Junge Adler, großer Zeus! Er ist zuerst mit einer Kondorin vermählt gewesen, dann mit einer Taube und schließlich mit einer Falkin. Alle Drei sind von ihm fortgeflogen; aber jede hat ein Junges hinterlassen. Dein Adler bittet Dich unterthänigst um Dienstfreiheit, bis seine Jungen voll befiedert sind!“



Jupiter, der Wolfensammler, runzelte im Zorn seine gewaltige Stirn und sein Blick ließ den Berg erzittern. „Geh, bringe mir die drei Rächlein her!“

Merkur stieg im Nachtnebel hinab und kehrte mit der Morgenröthe wieder. Er trug in der Falte seines Mantels drei noch federlose junge Adler, deren gelbe Schnäbel nach Luft schnappten, denn der Göttervater war ihnen zu dünn.

„Neptun“, sagte Jupiter verächtlich, „wirf die drei ‚Elenden‘ in das Megäische Meer!“

Neptun erhob seinen seegrünen Bart aus der Woge, sagte die Jungen mit seinem Dreizack und warf sie ins Meer.

Aber die drei jungen Adler schwammen schnell ans Land und hatten nun Federn bekommen.

„Was?“ rief der Wolfensammler. „Rächlein können schwimmen? . . . Pluto, schleudere sie in den Orkus und wälze den Berg Ossa auf sie!“

Pluto, der ans Begraben gewöhnt war, gehorchte dem Befehl mit Vergnügen. „Der Ossa ist vielleicht zu klein!“ sprach er bei sich mit grausamem Lächeln. „Ich will, wie die Titanen, noch den Pelion auf den Ossa häufen.“

Nacht und Tod brüteten über dem Orkus; aber die drei jungen Adler krabbelten sich unter den Bergen hervor, bohrten sich durch die Erdoberfläche und setzten sich fest auf die Zweige des Olivenbaumes am Fuß des Olympos.

Sie hatten nun Klauen und starke Schnäbel bekommen.

Jupiter gewahrte sie und rief erzürnt den Schmied Vulkan herbei. „Diese elenden Rächlein wagen, sich meinem Todesbefehl zu widersetzen. Geh, Vulkan, wirf sie in den glühenden Schlund des Aetna und spreie sie in der Lava aus!“

„Wir sollen sie nicht entkommen,“ rief grinsend der Schmied. „Vielleicht ist der Aetna nicht heiß genug; ich will, der Sicherheit halber, sie erst mit meinem Hammer zermalmen!“

Der furchtbare Hammer fiel auf die armen Opfer herab und ihre blutigen Nester wurden in den Aetna-Krater geworfen. Jupiter betrachtete mit Vergnügen die Raue, die hoch gegen den Abendhimmel aufstieg, und sprach zu sich selbst: „Morgen wird mein Adler wieder beim Blich Dienst thun!“

Doch am nächsten Morgen nahte sich Merkur, bleich vor Schrecken, dem Thron des Wolfensammlers: „Großer Zeus, die jungen Adler, die Du im Aetna verbrannt hast, sitzen auf dem Gipfel des Parnas und haben nun Schwingen bekommen!“

Da ward es still in der Welt. . . . Der Vater der Götter schwieg wie ein Schulknaabe, der die Ruthe geschmeckt hat. Schließlich sagte er: „Hole mir den Teirefias her!“

Der Seher Teirefias kam von den elysischen Gefilden.

„Man sagt,“ redete ihn Jupiter an, „daß Du Das schauen kannst, was gewesen und nicht mehr ist.“

„Jawohl, großer Zeus, ich bin der Sohn der Parzen. Ich kann auch Das erschauen, was sein wird und nicht ist!“

„Gut! Deute mir ein Räthsel! Mein Adler verjäumt seinen Blich, weil er damit beschäftigt ist, seine Jungen zu warten. Ich habe die Rächlein ins Meer werfen lassen, sie unter der Erde begraben, sie vom Feuer verzehren

lassen, — und siehe: nun sitzen sie, bewehrt und beschwingt, auf dem Gipfel des Paros!“

„Ich weiß es, großer Zeus! Diese Rächlein sind die Sturmvögel der Jahrhunderte. Sie mußten ja kommen.“

„Ich verstehe. Du willst mich daran erinnern, daß ich die drei Elemente gegen sie geheßt habe, aber das vierte vergessen, dem sie eigentlich angehören. Wohlan, ich will Aeolus befehlen, sie wie einen blauen Rauch in der durchsichtigen Luft aufzulösen!“

„Nein, großer Zeus! Du verstehst, zu herrschen, aber Du verstehst nicht die höheren Mächte, die den Herrscher beherrschen. Vergebens hast Du den Prometheus an seinen Felsen gekettet und machtlos ist Dein Arm gegen die vom Schicksal Ausgesandten. Sie sind Funken Deiner Blicke, also unsterblich. Und Du willst töten, was nicht sterben kann?“

„Was? Du deutest mein Räthsel mit neuen Räthseln?“ Erkläre Dich deutlicher.“

„Der Adler des Blickes hat ein Junges erzeugt mit der Kondorin der höchsten Berge. Verstehst Du nicht, daß dieses Junge der Gedanke ist mit seinem unbegrenzten Flug? Der Adler hat weiter ein Junges mit einer Taube erzeugt. Verstehst Du nicht, daß dieses Junge der Glaube ist, der durch Liebe und Sanftmuth die Welt beherrscht? Schließlich hat der Adler ein Junges mit einer Falkin erzeugt. Verstehst Du nicht, daß dieses Junge das ständig streitfertige, ständig jagende Wort ist? All diese Drei haben Etwas vom Vater und Etwas von der Mutter; von ihrem Vater aber den Funken und die Freiheit. Die Menschen müssen, wie Du, ständig den freien Gedanken, den freien Glauben und das freie Wort verfolgen, martern, töten, — und siehe: die Menschen, gerade wie Du, müssen ständig ihre Ohnmacht über sie erfahren. Aus jeder Verfolgung, Marter und jedem Tode werden diese Freigeborenen nur stärker und besser bewaffnet hervorgehen. Kurzsichtiger Herrscher der Zeit, nicht der Ewigkeit, willst Du noch versuchen, zu töten, was nicht getödtet werden kann?“

Der Himmel verdunkelte sich vor der Wolke, die sich auf Jupiters Stirn zusammenzog.

„Freie, sagst Du, Freie? Aber wenn nun diese Drei wagen, sich auch gegen meine Kleinherrschaft zu erheben?“

„Dann bist auch Du ohnmächtig gegen die Sturmvögel der Jahrhunderte.“

Zeus Kronion, den die Lateiner Jupiter nennen, empfand eine starke Versuchung, den vermessenen Seher aus den Gefilden der Seligen in den finstesten Ortus zu versetzen. Aber er war Gott genug, um verzeihen zu können, und doch genug Abgott, nur halb zu verzeihen.

„Zeirefiad,“ sprach er, „ich zermalme Dich nicht wegen des vermessenen Berweises, den Du Dich erdreistet hast, dem Herrscher des Olympos zu geben. Ich ertheile Dir aber einen Deiner würdigen Beruf: Ich ernenne Dich zum Schulmeister der ellijschen Gefilde!“

Isakarias Topelius.

## Auf dem sonnigen Markt in Bozen . . .

Walthër!

Walthër von der Vogelweide, wache auf aus Deinem Marmorschlase! Du bist nicht gestorben, wie sie sagen, nein: ich habe Dich gesehen. Traumverloren stehst Du fern im Süden auf dem sonnigen Markt in Bozen. Ueber die Alpen wolltest Du schreiten und zu uns kommen; aber als Du zum Abschied noch einmal um Dich geschaut, da hat Dich die Schönheit gebannt und verzaubert: siehst Du nun da und sinnst . . . und sinnst . . . auf dem sonnigen Markt in Bozen.

Gut hast Du da, fürwahr. Alles lebt um Dich her. Die Sonne sucht Dich den ganzen Tag und nachts leuchten Mond und Sterne über Dir. Die Wolken verweilen ein Wenig und die Himmelswinde umsähehn Dich. Die kleinen Vögel, denen Du Futter streuest, wenn der Reis ihnen weh that, fliegen herzu, setzen sich zutraulich auf Deinen Kopf, wippen auf Deiner Schulter und putzen sich das sangesfrohe Schnäbelchen an Deinem Mantelkragen, blustern sich auf und streifen dabei kosend mit weichem Flaum Deine Wange: sie wissen, Du thust ihnen nichts zu Leide. Und zu Deinen Füßen rinnen Tag und Nacht über weiten Becken ewige Vronnen; so fließen Ströme lebendigen Wassers von Dir, wie es dem Gottgeliebten verheißen ward. Morgens und abends kommen die minniglichen Frauen, die Du fangest; sie schöpfen Wasser in ihren Kelgen, sehen zu Dir auf und grüßen Dich und Du freust Dich ihrer züchtigen Schönheit. Aber auch die barfüßigen Knaben kommen, den grünen Hut mit der nickenden Feder auf dem Ohr, sie schwingen sich fest auf den Rand des Beckens, heben das sonnenbraune Gesicht zu dem weißsprudelnden Wasserrohr, öffnen die rothen Lippen . . . und Du tränkst sie.

So haben Deine Lieder durstige Herzen getränkt. Aber jetzt schläfst Deine goldene Laute in Deiner Hand. Walthër, Walthër von der Vogelweide, wach auf! Bedenke die goldenen Saiten wieder, greife hinein mit Deiner kraftvollen Hand, die um den Schwertgriff zur Faust sich ballt, singe wieder zornigen Muthes von deutscher Ehre und deutscher Zucht, daß die Männer mit geradem Sinn sich frohbewußt reden, die Feiglinge aber, die Kleine und Schwache drücken, kläglich zu Boden blicken. Laß Deine Lyre machtvoll klingen, daß der Ton hell über die Berge hallt, wie einst Rolands weißes Horn. Und dann rühre die Saiten mit liebendem Finger, singe den deutschen Frauen wieder das Lied von der reinen Minne, die ehemals unser Land geziert. Wer kennt die alte Weise noch? Vergessen, ach, vergessen ist der Ton! Die deutsche Lyre entwicken unreine Hände, der höchste Klang, er gilt nur dem Genuß. Zu Boden drückt der erdenschwere Sinn die Göttin Poesie, reißt ihr den dufigen Schleier der keuschen Minne ab und zerrt sie in den Staub.

Walthër, Walthër von der Vogelweide, komm und hilf dem deutschen Lied! Hauche ihm den Staub von matten Flügeln, daß es den Himmelsflug wieder wagt, zum ewigen Licht sich sehrend aufschwingt und fromm wird und rein nach der Väter Art. Wie Barbarossa den Berg verließ und das Sehnen seines Volkes nicht betrog, so komme auch Du, wir harren Dein, komm, komm, — von dem sonnigen Markt in Bozen.

Bozen.

Elisabeth Gnaul-Röhne.



## fremde Werthe.

Der Grundzug eines Volkscharakters verändert sich nur sehr langsam. Jahrhunderte lang hatte der Deutsche Michel in plumper Treuherzigkeit seine Freude an Allem, was aus der Fremde kam, und noch heute ist er, selbst in Geldsachen, bereit, was das Ausland ihm aufzuhalsen bemüht ist, für ein besonders gütiges Geschenk des Himmels zu halten. Das macht sich immer mehr als ein schlimmer Uebelstand bemerkbar. Ueberall ist Geld knapp. Die Ersparnisse sind verbraucht und doch drängt die industrielle Hochkonjunktur zu Kapitalsvermehrungen und Betriebserweiterungen. Der Bedarf kann aber nicht befriedigt werden, weil wir an den Grenzen der Leistungsfähigkeit angelangt sind. Wir haben Oesterreichern, Russen und Amerikanern Unsummen ihrer Anleihen abgenommen. Rührt sich dort aus Dankbarkeit jetzt vielleicht irgend eine Hand, um uns zu befähigen, die Konjunktur voll auszunützen? Wären nicht seit Jahrzehnten so beträchtliche Summen zur Befriedigung des ausländischen Credits über die Grenze gegangen, so würden uns jetzt Millionen zur Verfügung stehen, die wir vergebens aufzutreiben suchen.

Gewiß, wir sollen uns von anderen Staaten nicht abschließen. Im Gegentheil: wollen wir gedeihen, so ist es geboten, in immer innigeren Verkehr mit anderen Völkern zu treten; es bedarf auch keines Wortes darüber, daß für jeden Staat mit Unternehmungswilligkeit und lebhaften Verkehrsbeziehungen der Besitz internationaler Werthpapiere von großer Bedeutung ist. Das ist schon in den Verhandlungen der deutschen Börsen-Enquête-Kommission anerkannt worden. Ganz abgesehen davon, daß Kriege und industrielle oder gewerbliche Krisen die gelegentliche Heranziehung von Geldmitteln aus dem Auslande nöthig machen können, wird jedes Land bald Schuldner, bald Gläubiger, da es Waaren aus anderen Ländern bezieht und auch wieder dahin absetzt. Diese gegenseitigen Verbindlichkeiten der Staaten unter einander durch Baargelatszahlungen auszugleichen, würde den Geldbestand vorübergehend erheblich schmälern, die Währung gefährden und die bedenklichsten Störungen hervorrufen. Ungleich bequemer und vorthellhafter ist die Veräußerung und Abgabe von Effekten.

Diesen Vortheil gewährt jedoch nur der Besitz ganz sicherer Werthe, die an den ausländischen Börsen in großem Umfang absetzbar sind. Wenn der Besitz Deutschlands an soliden ausländischen Anleihen, besonders an solchen, deren Ur-

sprungsland mit unserem Handel und unserer Industrie in lebhaften Beziehungen steht, also erwünscht ist, bedeutet die Einführung unsolider ausländischer Werthpapiere eine schwere Gefahr für den nationalen Wohlstand.

Deutschland verfügt Jahr für Jahr über einen erheblichen Ueberschuß an Kapitalvermögen. Der sehr vorsichtige, frühere Chef der amtlichen deutschen Statistik hat in einer Ende der achtziger Jahre aufgestellten Berechnung das deutsche Volksvermögen auf 175 Milliarden Mark angegeben. Den jährlichen Vermögenszuwachs schätzte er auf drei Prozent, also allenfalls fünf Milliarden; da diese Summe aber eher zu hoch und ein Theil davon jedenfalls nur als eine Folge von Preiserhöhungen anzusehen sei, könnten die jährlichen wirthschaftlichen Ersparnisse Deutschlands etwa auf  $2\frac{1}{2}$  Milliarden berechnet werden. Ein solcher Ueberschuß an Kapital erlaubt an sich sehr wohl, daß ein Theil auch zum Ankauf ausländischer Werthe verwendet werde. Anders aber wird Das, sobald die Ansprüche des eigenen Landes so erheblich wachsen, daß das Geld zu fehlen beginnt. Muß die Diskontschränke so angezogen werden, daß die Reichsbank schon einen Satz von sechs Prozent für Wechsel berechnet — und es ist nicht ausgeschlossen, daß in allernächster Zeit dieser Satz noch weiter erhöht wird —, so ist Das ein untrügliches Zeichen dafür, daß die nationale Arbeit bei angestrengtester Produktion nicht mehr eine genügende Summe von Werthen frei stellen kann. Je größer der Ueberschuß an Kapitalien ist, der in Deutschland zur Anlage von tausenden von Millionen in ausländischen Effekten geführt hat, desto größer ist aber auch die Gefahr unsolider Anlagen. Nicht nur, wenn der fremde Staat ganz kreditunwürdig ist, sondern auch dann, wenn Anleihen zu Zinsen übernommen werden, die den politischen, finanziellen und wirthschaftlichen Verhältnissen des Schuldners nicht entsprechen, liegt eine Vernachtheiligung vor. Welche Verluste dem deutschen Volksvermögen auf diese Weise erwachsen sind, hat W. Christians, der Herausgeber des „Deutschen Oekonomisten“ nachgewiesen. Als Kapitalverluste müssen auch alle Konversionen erachtet werden, die nicht auf der gestiegenen finanziellen Kraft des Schuldners beruhen. Vergangenheit und Gegenwart sind überreich an derartigen Vorgängen. Da sind vor Allem die mit dem Jahre 1881 beginnenden Konversionen der hoch verzinslichen ungarischen Staatsschulden. Ungarn konnte sie nicht selbständig durchführen, die deutschen Besitzer waren auch nicht geneigt, in Zinsherabsetzungen einzuwilligen; aber das Finanzkonjortium zahlte den Widerstrebenden das Kapital heraus und fand auch für die niedriger verzinslichen Werthe Abnehmer. Zur Rechtfertigung solcher Operationen wird gern auf den Gewinn hingewiesen, der den Besitzern fremder Staatspapiere zufällt, die sich ihr Kapital baar ausbezahlen lassen, oder auch auf die Kursdifferenz beim Umtausch gegen niedriger verzinsliche Werthe. Der Einzelne mag hierdurch vor Verlust bewahrt bleiben, die Volkswirthschaft aber wird um so sicherer geschädigt; denn für sie kommt nur der gesammte, ihr jährlich zufließende Zinsertrag in Betracht und dieser hat sich verringert.

Verstärkt werden die Verluste an ausländischen Papieren in ihrer Wirkung auch noch dadurch, daß sich erfahrungsgemäß den höher verzinslichen fremden Werthen häufig gerade der Theil des Publikums zuwendet, der am Wenigsten Verluste ertragen kann. Die Besitzer kleiner Vermögen machen sich selten klar, daß ausländische Anleihen, deren Sicherheit eben so groß ist wie die der besten

einheimischen Kapitalanlagen, im Allgemeinen auch keine wesentlich höhere Rente als diese gewähren können und daß jede Erhöhung der Rente mit einer mehr oder minder erheblichen Einbuße an der Sicherheit des Kapitals erkauft werden muß. Bei dieser Sachlage sollten alle Anleihen von inländischen Märkten ausgeschlossen werden, bei denen Kapitalverluste mit Wahrscheinlichkeit vor- auszusehen sind. Wir haben doch glücklich ein Börsengesetz und die umfangreiche Arbeit der Börsen-Enquete-Kommission hat doch dem Zweck gedient, die Kapitalisten möglichst zu schützen. Was ist nun der Erfolg dieser Bemühungen? Die Zulassungsstellen haben sich die Urkunden, die die Grundlage für die zu emittirenden Werthpapiere bilden, vorlegen zu lassen und sie zu prüfen; ferner haben sie dafür zu sorgen, daß das Publikum über alle zur Beurtheilung der zu emittirenden Werthpapiere dienlichen thatsächlichen und rechtlichen Verhältnisse so weit nur irgend möglich informiert wird, und bei Unvollständigkeit der Angaben die Emission nicht zuzulassen; ferner sollen sie auch solche Emissionen nicht zulassen, durch die erhebliche allgemeine Interessen geschädigt werden oder die offenbar zu einer Ueberschüttung des Publikums führen. Das Alles klingt sehr schön, ist aber, wie die bisherigen Erfahrungen lehren, für die Praxis nur von geringer Bedeutung. Die Zulassungsstelle übernimmt nämlich eben so wenig eine Gewähr für die Richtigkeit der ihr gemachten Angaben wie für die Güte des einzuführenden Werthpapiers. Sie wacht nur darüber, daß alle Thatfachen öffentlich mitgetheilt werden, deren Kenntniß für die Beurtheilung des Unternehmens erforderlich erscheint. Die weitere Prüfung liegt dem Publikum selbst ob.

Wie verhält sich dagegen das Ausland gegenüber fremden, Das heißt also auch gegenüber deutschen Werthpapieren? Wahrlich, wir können da vom Ausland viel lernen!

Frankreich hat ein *Décret concernant la négociation, en France, des valeurs étrangères* vom sechsten Februar 1880. Danach entscheiden an den französischen Börsen über die Zulassung fremder Werthe aller Art die *chambres syndicales des agents de change*. Mit dem Antrag auf Zulassung sind vorzulegen:

1. les actes publics ou privés, statuts, cahiers des charges etc., en vertu desquels cette valeur a été créée dans son lieu d'origine;

2. la certification, par l'autorité consulaire établie en France, que ces actes sont conformes aux lois et usages de leur pays d'origine et que la valeur est officiellement cotée dans le dit pays;

3. la justification de l'agrément, par le ministre des finances, d'un représentant responsable du paiement des droits du trésor.“ Diese Bestimmung hängt mit dem Gesetz vom neunundzwanzigsten Juni 1872, betreffend die Steuer auf Einkünfte aus valeurs mobilières zusammen, wonach fremde Titres nur dann in Frankreich emittirt und cotirt werden können, wenn sie sich der Zahlung der dreiprozentigen Steuer unterwerfen: zu diesem Zweck muß eben vor der Emission oder Subskription ein für die Zahlung der Steuer verantwortlicher, „représentant“ benannt und vom Finanzminister genehmigt werden.

Außerdem aber kann die *chambre syndicale* verlangen „toutes pièces, justifications et renseignements qu'elle juge nécessaires.“

Aktien müssen, um zugelassen zu werden, mindestens auf 100 bezw. 500 Francs lauten, je nachdem das Grundkapital 200000 Francs oder mehr beträgt.

Artikel 5 endlich giebt dem Finanzminister ganz allgemein das Recht, jederzeit „la négociation, en France, d'une valeur étrangère“ zu untersagen!

Auch die englischen Börsen verfahren bei der Zulassung fremder Wertpapiere sehr vorsichtig. Die londoner Börse, deren Usancen erklären, daß Mitglieder keine Cirkulare verbreiten oder sonstige Reklame machen dürfen und daß brokers oder Agenten, die Das dennoch thun, als in keiner Weise zur londoner Börse gehörig zu betrachten sind, hat die vernünftige Bestimmung in ihre General-rules aufgenommen: „Neue Anleihen solcher auswärtiger Staaten, die früher eingegangene Verpflichtungen nicht erfüllt haben, werden erst dann zum Handel zugelassen, wenn dem Komitee nachgewiesen ist, daß „the general body of Bondholders“ gegen die Zulassung nichts zu erinnern hat.

Die viel erörterte Kontroverse, ob es für Deutschland vortheilhaft war, Milliarden in ausländischen Papieren anzulegen, läßt sich auch aus der Statistik der Börsen-Enquête-Kommission, für deren Gründlichkeit wir Koch, Schmoller, Christians, Eschenbach und Endemann zu danken haben, nicht definitiv entscheiden. Während die Einen die dem deutschen Kapital erwachsenen Verluste beklagen, betonen Andere, daß keine aufstrebende Nation ihren Handel und den Absatz ihrer Produkte ausdehnen könne, ohne Kredit im großen Stil in Anspruch zu nehmen und hauptsächlich ärmeren Ländern Kredit einzuräumen. Sie erinnern daran, daß große Schuldbforderungen an das Ausland, wie sie Holland im achtzehnten Jahrhundert, England hauptsächlich in den Jahren 1800 bis 1850 hatte, als Zeichen des Reichthums galten und daß, so sehr Das mit Gefahren verknüpft sei und einen lotterieartigen Charakter trage, damit eine der gewinnbringendsten Kapitalsanlagen und eine große Steigerung des nationalen Einkommens verbunden sei. Schmoller, der das Material für Deutschland am Besten bearbeitet hat, glaubt, daß in dieser Ausdehnung der Sphäre deutscher Wirksamkeit überwiegend ein gesundes Symptom des gestiegenen Wohlstandes und der erweiterten Handelsthätigkeit gesehen werden könne und daß die großen und bedauernden Verluste, die im Zusammenhang mit dieser Kapitalauswanderung entstanden sind, im Großen und Ganzen als ein Vehrgeßel aufzufassen sind, das bezahlt werden mußte, damit die deutschen Börsen ebenbürtig neben die Börsen von London, Paris und New-York treten konnten. Soweit es gelungen ist, mit der „colonisation des capitaux“ zugleich unseren industriellen Export und die Beschäftigung der Deutschen im Ausland zu heben, hat die ganze Nation bis zum letzten Arbeiter davon profitirt.

Aber das Vehrgeßel ist, dünkt mich, doch ein Wenig zu hoch gewesen. Leider läßt sich nicht mehr feststellen, wie sich die Verluste auf die Emissionshäuser und auf das Privatpublikum, überhaupt auf die verschiedenen sozialen Schichten vertheilen. In der Regel haben die Großen es verstanden, sich ohne Verlust, ja, mit Gewinn herauszuziehen, während die Kleinen mit den schlechten Papieren sitzen blieben. Selbst der so vorsichtige und konziliante Professor Schmoller spricht es aus, daß ein Theil der Emissionshäuser von Vorwürfen nicht rein zu waschen ist. Leider allzu wahr, da die Emissionshäuser meist nur fragten: „Ist das Publikum noch kaufslustig?“ nicht aber: „Sind die Papiere wirklich gut?“ Auch nur an die bona fides der Emissionshäuser zu glauben, fällt oft schwer. Ein

Lehrreiches Exempel bringt Christians aus der Geschäftsgebarung des Welthauses M. M. von Rothschild und Söhne in Frankfurt a. M. bei. Die „Central Railroad and Banking Company of Georgia“ ist eine Aktiengesellschaft mit vier Millionen Dollars Kapital und das Haus Rothschild übernahm im Jahre 1888 die Ausgabe von Obligationen, deren Coupons seit Ende 1891 nothleidend sind. So, wie der Prospekt abgefaßt war, mußte das Publikum glauben, das es sich um Obligationen der Aktiengesellschaft selbst handelte. In Wirklichkeit war aber nicht sie die Schuldnerin, sondern eine sogenannte „Georgia-Company,“ die lediglich die Aktien besaß. Als diese dividendenlos wurden, hörte auch die Verzinsung der Obligationen auf, und heute sind die Obligationen werthlos. Die Natur dieses Geschäftes lag von Anfang an klar zu Tage, denn die in Deutschland gesuchten Käufer der Obligationen sollten den Aktionären das ganze Risiko abnehmen, ohne irgendwelche Sicherstellung außer den Aktien zu erhalten und ohne auf die die Obligationenzinsen übersteigende Aktiendividende ein Anrecht zu erwerben. Ist es denkbar, daß die Firma M. M. von Rothschild und Söhne die Tragweite und die Gefahr dieses für die Obligationäre schlechtweg abenteuerlichen Vertrages nicht begriffen hätte? Die Dapirten auf ihre eigene Dummheit zu verweisen, ist in diesem Falle doch wohl unzulässig; denn das Publikum hatte ein Recht, zu glauben, daß es sich auf den Ruf der an der Spitze der internationalen Hochfinanz stehenden Geldfürsten verlassen könne und daß es gegenüber Anerbietungen eines solchen Hauses nicht genöthigt sei, die vertragsmäßigen Unterlagen selbständig nachzuprüfen.

Die Verluste in Georgia Company-Bonds sind ihrem Betrag nach aber gering gegenüber den Verlusten an anderen ausländischen Papieren. Bei einer Zusammenstellung der abgestempelten Beträge nur der erheblichsten nothleidenden Werthe hat sich vorläufig folgende Uebersicht ergeben:

Argentinier . . . . .	in Summa	147 804 360 M.
Brasilianer. . . . .	„	21 000 500 „
Buenos-Ayres . . . . .	„	90 061 678 „
Griechen . . . . .	„	210 742 920 „
Vissaboner . . . . .	„	44 110 600 „
Mexikaner . . . . .	„	201 516 436 „
Portugiesen . . . . .	„	373 811 960 „
Serben . . . . .	„	57 545 458 „
Northem-Pacific . . . . .	„	150 794 500 „
		<hr/>
		1 297 388 412 M.

Eine vollständige Verlustliste aufzustellen, ist schwer, vielleicht unmöglich, denn die amtlichen Daten geben keinen genügenden Anhalt; gewöhnlich enthalten sie nur die auf Grund der Börsenordnungen zur Kursnotiz zugelassenen neuen Papiere. Dagegen fehlen die Aktien und Pfandbriefe, die nicht durch die Börsen an den Markt gebracht wurden, und es ist doch bekannt, daß ein erheblicher Theil gerade der fremden Werthe im freien Verkehr nach Deutschland gekommen ist. Ferner fehlt bei Konversionen oft eine Angabe des zur Barsubskription bestimmten, die alte Anleihe summe übersteigenden Betrages. Bei den großen, international placirten Anleihen ist nicht ersichtlich, was im Inlande geblieben und was ins Ausland gegangen ist; noch viel weniger kann man fest-



stellen, welcher Betrag von fremden Effekten in einem gegebenen Zeitpunkt in Deutschland und in deutschem Eigenthum befindlich ist. Große Posten ursprünglich in Deutschland untergebrachter Papiere sind ins Ausland gegangen, andere sind dafür hereingekommen. Auch die Abstempelungen ausländischer Werthpapiere durch die Steuerbehörden geben keinen zuverlässigen Anhalt. In seinem Paragraphen 39 bestimmt das Börsengesetz: „Die Zulassung von Antheilscheinen oder staatlich nicht garantirten Obligationen ausländischer Erwerbsgesellschaften ist davon abhängig, daß die Emittenten sich auf die Dauer von fünf Jahren verpflichten, die Bilanz sowie die Gewinn- und Verlustrechnung jährlich nach Feststellung derselben in einer oder mehreren von der Zulassungsstelle zu bestimmenden deutschen Zeitungen zu veröffentlichen.“ Diese Vorschrift erschwert zwar die Zulassung der Antheilscheine und staatlich nicht garantirten Obligationen auswärtiger Erwerbsgesellschaften, erstreckt sich aber vor Allem nicht auf die ausländischen Staats- und kommunalen Schuldverschreibungen, deren Einführung lediglich den allgemeinen Zulassungsbestimmungen und den in einer am elften Dezember 96 erlassenen Ausführungsanweisung des Bundesrathes aufgestellten Erfordernissen zu genügen hat. Sonst wird nur noch durch die gesetzlichen Bestimmungen vom siebenten Juni 1871, ersten Juli 1881 und siebenundzwanzigsten April 1894 für Neuherlichkeiten — aufgedruckte oder aufgeklebte Stempel — gesorgt, zum Zeichen dafür, daß für fremde Staatspapiere die Reichsstempelabgabe entrichtet ist. Selbst in den Fällen, in denen Werthpapiere im Auslande „mit Opposition belegt“ sind, giebt es für die gutgläubigen inländischen Erwerber keinen Schutz außer der Vorsorge, die die Sachverständigen-Kommission der berliner Börse — innerhalb ihres beschränkten Machtbereiches — für solche Fälle getroffen hat.

Das Deutsche Reich und die Bundesstaaten suchen vergeblich Abhülfe für ihre Anleihen und müssen zusehen, wie der Kurs der fest verzinslichen Anlagewerthe immer tiefer sinkt. Selbstverständlich hat Das noch ganz andere Ursachen, als die Ausnahmewilligkeit unserer Kapitalisten gegenüber fremden Werthen. Nachdem aber einige Jahre seit Erlaß des Börsengesetzes vergangen sind und die Auslandsucht des Publikums nicht hat eingedämmt werden können, ist es an der Zeit, auf die Schwäche der gesetzlichen Vorschriften hinzuweisen, die dem Schutz des inländischen Kapitals dienen sollen. Und wenn einstmals der Milliardenregen, der den deutschen Gewerbesleiß weckte, von Frankreich kommen mußte, so würde es heute genügen, daß die deutschen Kapitalien, die ins Ausland gegangen sind, weil die fremden Staaten durch hohe Zinsversprechungen die Wimpel zu fangen verstanden, in die Heimath zurückkehrten. Hier bietet sich ihnen ein weiter, freier Markt nützlicher Bethätigung, ja, alle Welt schreit förmlich nach Geld, um die industrielle Leistungsfähigkeit zu bewahren; diese wird aber unterbunden, wenn theure Beihülfe die Beschaffung und Verwerthung der nothwendigsten Mittel verhindern. Und darum ist es vielleicht angebracht, den guten Michel daran zu erinnern, welchen Tribut er schon an fremde, geldbedürftige Staaten hat entrichten müssen, und zu warnen, ohne Noth jetzt wieder — denn von allen Seiten melden sich ausländische Konversionen und Anleihe-Projekte — dem theuer erworbenen Lohn der Arbeit um lodender Zinsversprechen willen aufs Spiel zu setzen.

Lynkeus.



## Glossen zum Spielerprozeß.

**W**ir leben in einer sonderbaren Zeit. Jahre lang hat das tragische Geschick eines einzigen Mannes, der, wie man behauptete, unschuldig zu schwerer Strafe verurtheilt war, die ganze civilisirte Welt, und nicht am Wenigsten uns Deutsche, mit Bedauern und Entrüstung erfüllt. Spott und Hohn hatten wir für eine Rechtspflege, die solche Verbrechen ermöglichte, und für ein Volk, das sie verständnißlos duldete. Für den jammervollen Zustand der Justiz im eigenen Vaterlande fehlt aber der breiten Masse jegliche Erkenntnißfähigkeit. Sonst würden in unseren modernen Prozeßgesetzen nicht seit Jahrzehnten Bestimmungen sich erhalten haben, von denen es in den Kreisen der Wissenden längst feststeht, daß durch sie unter dem Schein der Pflege von Recht und Gerechtigkeit die schreiendsten Bergewaltigungen des Rechtes sich vollziehen. Was in Frankreich sich ereignet hat, war die Folge einer Kette von Irrthümern oder Verbrechen. So lange Menschen über Menschen richten, werden solche Fälle unvermeidlich sein. Das, was bei uns an Justizirrhümern Tag für Tag sich ereignet, ist die Folge schlechter Gesetze, die, weil sie selbst ungerecht sind, mit dem Walten eines Naturgesetzes das Unrecht gebären müssen. Aber auch diese Uebelstände würde man vielleicht als etwas Unabänderliches mit Resignation hinnehmen müssen, wenn wir nicht die Quelle der Ungerechtigkeiten könnten, wenn nicht längst die Wissenschaft und berufene Vertreter der Praxis den Sitz des Uebels nachgewiesen und die Mittel zur Abhilfe gezeigt hätten. Die unheimliche Heimlichkeit des Vorverfahrens, die tyrannisirende Gewalt, die bei uns die Vertreter der Staatsbehörde bei ihren Ermittlungen gegenüber dem Angeklagten und den Zeugen hinter den verschlossenen Thüren ihrer Amtsstuben ausüben, der Mangel jeglicher Kontrolle der Zuverlässigkeit ihres Verfahrens durch den Angeklagten und seinen Vertheidiger und nicht zuletzt die ungeheuerlichen Bestimmungen über die Untersuchungshaft: Das sind die ererbten Krankheiten, an denen unsere Kriminaljustiz hauptsächlich leidet. Der Prozeß der „Harmlosen“ hat auf diese Mißstände ein großes Schlaglicht geworfen.

Dem Reichstage wird nächstens der Entwurf einer Novelle zur Strafprozeßordnung vorgelegt werden. In ernster Arbeit ist es der Kommission nur gelungen, das Beste unseres Strafverfahrens, die Bestimmungen über die Hauptverhandlung, durch Beschränkung der Beweisaufnahme und Verminderung der Richterzahl zu verschlechtern. Die Einführung einer unzulänglichen Berufungsinstanz vermag Dem gegenüber keinerlei Aequivalent zu bieten. Da aber, wo sofortige Abhilfe bringend nöthig ist, wo in völlig verkehrter Weise der Grundstein für die Urtheilsfällung gelegt wird, im Vorverfahren, soll Alles beim Alten bleiben. Ein Unglück für die Rechtspflege wäre es, wenn

dieser vom redlichsten Willen und schwächsten Können getragene Entwurf Gesetz würde. Er würde den dringendsten Reformen auf Jahre den Zugang versperren.

Was hat nun der Spielerprozeß im Einzelnen gezeigt? Zunächst, daß jeder unbescholtene Bürger auf Grund vager Verdächtigungen ins Gefängniß gesteckt und ohne die Möglichkeit sachgemäßer Vertheidigung, ja, ohne die Einzelheiten der gegen ihn erhobenen Beschuldigungen erfahren und seinen Anklägern Auge in Auge gegenüber treten zu dürfen, Wochen und Monate lang im Gefängniß festgehalten werden kann. Die Schmach, die körperlichen und seelischen Leiden einer längeren Untersuchungshaft wird keins ihrer schuldlosen Opfer jemals ganz verwinden; und mit den unmittelbar Betroffenen wird in der Regel auch Ehre und Wohlstand ihrer Angehörigen untergraben. Und das Alles geschieht auf Befehl eines einzigen, an der Verhängung der Haft und dem Ausgang des Verfahrens nicht einmal völlig uninteressirten Mannes. Es ist eine Unwahrheit, wenn immer und immer wieder behauptet wird, der Untersuchungsrichter stehe dem Angeklagten völlig unbefangen und objektiv gegenüber. Der Untersuchungsrichter hat das selbe Interesse, den Angeklagten zu überführen, wie jeder Polizeibeamte. Es ist wichtig, Das mit Nachdruck zu betonen gegenüber der gefährlichen Lüge, daß eine Vertheidigung im Vorverfahren unnöthig sei, weil die Rechte des Beschuldigten hinreichend durch den Untersuchungsrichter wahrgenommen würden. Das Untersuchungsverfahren ist heimlich und der Kontrolle durch die Oeffentlichkeit völlig entzogen. Aber man frage doch einmal die Tausende, die alljährlich in Untersuchungshaft genommen werden, man frage die Vertheidiger, ob sie meinen, daß die Interessen des Angeschuldigten in der Hand des Untersuchungsrichters genügend gewahrt sind. Ein einstimmiges Nein wird die Antwort sein.

Das Thor des Untersuchungsgefängnisses steht für uns Alle offen; damit es uns aufnehme, bedarf es nur der nicht einmal zu beedigenden Lüge eines rachsüchtigen Denunzianten und des Uebereifers eines Untersuchungsrichters, der jener Lüge Glauben schenkt und für den es außerdem unendlich viel leichter ist, einen Menschen der vermeintlichen Schuld zu überführen, wenn er ihn durch die Qual der Untersuchungshaft marbe und durch den Abschluß von der Außenwelt völlig hilflos gemacht hat. Wehr- und rechtlos steht das Opfer diesem unkontrollirbaren Walten der Staatsgewalt gegenüber. Die einzige Befugniß, die ihm das Gesetz giebt, ist die Beschwerde bei einem Richterkollegium, das den Beschuldigten und die Zeugen weder hört noch sieht und in den meisten Fällen die Maßnahmen des Untersuchungsrichters billigt. Der Beschuldigte aber hat durch seinen Widerspruch die Dauer seiner Haft nutzlos verlängert. Ein solches Verfahren ist eines modernen Kulturstaates unwürdig.

Vor wenigen Jahren hat der Landrichter Bogi in einer eingehenden Schrift die dringende Reformbedürftigkeit der Bestimmungen über die Unter-

suchungshaft nachgewiesen und beachtenswerthe Vorschläge gemacht. Auch ich habe mich wiederholt öffentlich gegen das Institut der Untersuchungshaft in seiner heutigen Gestalt ausgesprochen. So lange es jedoch nicht gelingt, die breite Oeffentlichkeit für diese Fragen zu erwärmen, werden die einsamen Rufe der Fachgenossen ungehört verhallen. Die öffentliche Meinung aber läßt sich durch Theorien nicht wahrütteln; sie verlangt Beweise. Darum ist es wichtig, einzelne Fälle aus jüngster Zeit hervorzuheben.

Etwa eine Woche, bevor der Spielerprozeß begann, saßen in dem selben Gerichtsgebäude auf der Anklagebank drei Kaufleute, die noch vor einem Jahr als geachtete Vertreter ihres Standes galten: die Inhaber der in Folge unglücklicher Markonjunkturen in Konkurs gerathenen Firma Weinert & Co. und einer ihrer Gläubiger, der Konsul Auerbach. Weinert und Auerbach waren auf Grund von Beweisen, die in dem hellen Licht der Hauptverhandlung wie Seifenblasen zerplatzten, neun Monate in Untersuchungshaft gehalten worden. Was half es dem Angeklagten Auerbach, daß der Staatsanwalt öffentlich sein Bedauern aussprach, überhaupt die Anklage gegen ihn erhoben zu haben, was half es ihnen Allen, daß das Gericht sie für schuldlos erklärte? Das Leid und die Schmach, die man im Scheindienst der Gerechtigkeit ihnen angethan hat, kann kein Freispruch je wieder von ihnen nehmen.

Im Frühjahr dieses Jahres erstattete in Berlin ein Wirth die Anzeige, daß im Lokal seines Konkurrenten unter Zustimmung der Wirthin Gäste die Kellnerin küßten und noch Schlimmeres trieben. Die Beschuldigte war eine unbescholtene Frau, ihr Mann erfreute sich des besten Reumundes. Er bestritt entschieden, daß mit seinem oder seiner Gattin Wissen irgend welche Ungehörigkeiten in seiner Gastwirthschaft vorgefallen seien. Die Kellnerin wurde vom Untersuchungsrichter vernommen. Anfangs erklärte sie zu Protokoll, daß in der That nichts Anstößiges geschehen sei; dann behauptete sie plötzlich, die Beschuldigung sei dennoch wahr, aber ihre frühere Herrin habe versucht, sie zu einer falschen Aussage zu verleiten. Zugleich machte sie über ihr eigenes Verhalten in ihrer früheren Stellung die überraschendsten Mittheilungen. Man sollte annehmen, der Aussage einer solchen Person, die mindestens einmal bewußt gelogen hatte, müsse das größte Mißtrauen entgegengebracht werden. Nein: der Untersuchungsrichter befahl die sofortige Verhaftung der Wirthin wegen dringenden Verdachtes der Kuppelrei und der Verleitung zum Meineid. Ein Polizeibeamter wurde mit der Vollstreckung des Haftbefehles betraut. Er theilte dem Untersuchungsrichter telephonisch mit, die Verhaftung sei unausführbar, da die Frau einen drei Wochen alten Säugling an der Brust trage. Die Antwort lautete, wenn es nicht anders gehe, seien Mutter und Kind gemeinschaftlich ins Gefängniß zu bringen. Dem strikten Befehl wurde Folge geleistet. Die Frau beschwerte sich gegen den Haftbefehl. Die

Beschwerde wurde zurückgewiesen. Vier Wochen wurde sie mit ihrem Säugling im Gefängniß festgehalten, ohne daß die umfangreichen Ermittlungen wesentliche Belastungsmomente zu Tage förderten. Dann wurde auf eingehende Beschwerde des Vertheidigers die Untersuchungshaft von der Strafkammer aufgehoben. Das Verfahren wegen Verleitung zum Meineid wurde auf Antrag des Staatsanwaltes eingestellt; ob wegen des Bergehens der einfachen Kuppelerei eine Bestrafung erfolgen wird, ist höchst zweifelhaft. Das Verfahren ist nicht beendet. Ohne das Eingreifen des Vertheidigers aber sähe die Frau mit ihrem Kind vielleicht heute noch im Gefängniß.

Auch über die Art, wie Ermittlungen im Vorverfahren angestellt werden, hat der Spielerprozeß der Oeffentlichkeit Klarheit verschafft. Dem Juristen bot er allerdings auch in diesem Punkt nichts Neues. Wir wissen längst, daß den von untergeordneten Polizeiorganen oder von mit Arbeit überbürdeten, in einseitiger Richtung thätigen Untersuchungsrichtern aufgenommenen Protokollen die Beweiskraft fehlt, die sie bei ihrer Bedeutung für das weitere Verfahren unbedingt haben müßten. Mit der ganzen Voreingenommenheit, die aus den Angaben der ersten Belastungszeugen erklärbar ist, nimmt der Beamte die Auslassungen des Beschuldigten und der späteren Zeugen entgegen. Was mit dem ersten Beweisresultat in Widerspruch steht, scheint verdächtig. Der Zeuge wird darauf hingewiesen, daß er sich durch Aufrechterhaltung seiner Behauptung eine Anklage wegen Meineides zuschieben, der Beschuldigte, daß er durch sein Leugnen seine Verhaftung erforderlich machen oder die schon angeordnete Haft zwecklos verlängern könne. Als Ergebnis solcher Aufmunterungen zur Wahrheit wird die Aussage ohne innere Ueberzeugung abgeändert. Bei der Aufnahme des Protokolles wird dann noch Alles, was in den Schlachtplan des die Untersuchung führenden Beamten sich nicht einfügt, als unerheblich oder nicht zur Sache gehörig fortgelassen. Außerdem spielen Mißverständnisse, die der Vernommene bei der Verlesung des Protokolles oft nicht bemerkt oder nicht zu rügen wagt, bei der schriftlichen Fixirung eine hervorragende Rolle. So kommt es, daß die Protokolle im Vorverfahren vielfach Fehler und Unvollständigkeiten aufweisen und daß dann nachträglich, wenn Alles vorüber ist, der Vernommene, wie Herr von Gersdorff sich drastisch ausdrückte, aus dem Richterzimmer die Empfindung mitnehmen kann, er sei an der Stätte des Rechtes „über dem Rüssel barbiert worden.“ Es war ein geradezu beschämendes Bild, als sich der Untersuchungsrichter Rath Herr, der zweifellos nach bestem Können und zugleich mit aufopferndem Fleiß die Voruntersuchung geführt hat, gegen den Vorwurf der Zeugenbeeinflussung vertheidigen mußte. Im Civilprozeß, der keine Heimlichkeit kennt, ist mir noch nie ein ähnlicher Fall bekannt geworden. Wäre es den Vertheidigern gestattet gewesen, den Vernehmungen im Vorverfahren beizuwohnen, so wäre

eine solche Verdächtigung — wie sie übrigens im Kriminalgericht sehr häufig ausgesprochen wird — einem preussischen Richter erspart geblieben. Während dem Polizeibeamten im Ermittlungsverfahren das weiteste Vertrauen entgegengebracht wird, während man ihn zu den Vernehmungen der Angeklagten und Zeugen zuzieht, ihm Einblick in das gesammte Untersuchungsmaterial gestattet, die Resultate seiner vertraulichen Besprechungen als Beweismittel gegen die Angeklagten verwendet und schließlich, um Alledem die Krone aufzusetzen, ihn noch als unparteiischen Sachverständigen in den Gerichtssaal einführt, begegnet man dem Vertheidiger mit geradezu empörendem Mißtrauen. Seinen Unterredungen mit dem Angeklagten wohnt ein überwachender Beamter bei. Die Einsicht in die Akten wird ihm verweigert. Von den Vernehmungen der Beschuldigten und Zeugen wird er ängstlich ferngehalten, als ob er der geborene Spießgeselle aller Verbrecher wäre. Und doch ist, so weit meine Erinnerung reicht, nicht ein einziger Fall bekannt geworden, in dem ein Vertheidiger sich zum Zweck der Entlastung seines Klienten unlauterer Mittel bedient hätte. Die Polizei dagegen giebt unumwunden zu, daß sie solche Mittel zum Zweck der Ueberführung eines Schuldigen anwenden müsse.

Der Spielerprozeß hat soziale Schäden enthüllt, deren Aufdeckung im öffentlichen Interesse kein Verständiger bedauern wird. Sollte der Prozeß daneben noch der Ausgangspunkt für eine gründliche Reform unserer Strafrechtspflege werden, dann haben wir alle Veranlassung, mit seinen Resultaten zufrieden zu sein.

Rechtsanwalt Dr. Siegfried Loewenstein.



## Theater.

Ein Mann, der es unternahm, im plauderhaften Feuilleton-Stil die geistigen und sozialen Strömungen des neunzehnten Jahrhunderts vor einem erstaunten Publikum aus dem Grund zu erörtern, der gute Professor Theobald Ziegler in Straßburg, behandelt in einem seiner Buchkapitel auch das literarische Theater seit dem großen Werdejahr 1889. Während er sonst mit unerschütterlicher Ruhe durch die kleine und große Welt schreitet, bald über die Schulreform, bald über die Frauenfrage und bald über das natur-

wissenschaftliche Zeitalter seiner professoralen Weisheit Schluß verkündet, berichtet er fast mit Verwunderung über das seltsame Theater. Es ist ganz merkwürdig: selbst ernsthafteste Menschen bekümmern sich wieder um dramatische Literatur und „die Erstaufführung eines ‚Johannes‘ oder eines ‚Florian Geyer‘ ist nicht nur in dem sensationlästernen Berlin ein Ereigniß.“

Wenn der Herr Professor die jüngsten theatralischen Tänze hätte miterleben dürfen, sein vertrauendes Gemüth wäre ernüchtert worden. Was wir jetzt auf dem Theater erleben, ist im buchstäblichen Wortsinne nicht der Rede werth.

Auf die heftige Aktion von 1889 folgte bald die weinerlich-empfindsame Reaktion. Die Begehrlichkeit von damals hatte kurze Beine.

So manche Dichter der Freien Bühne wurden die Dichter der guten Erstlingsstücke. Vom Reiz, von der Melancholie der Jugend und ihrer Konflikte fiel ein poetischer Abglanz auf diese Erstlingsstücke. Wollte man aber mehr bringen als ihre Variation, da zerflatterte das Wollen schon in romantische Sehnsüchtelei. Wiederum beguckte und betastete man sich. Die bänglichen Resignationen und Märchenspiele begannen. So gelangte man nie aus der Enge in die Weite. Während die strebenden Elemente zur Zeit nicht vorwärts zu kommen scheinen, drängen die streberhaften, wie immer in bänglichen Perioden, um so resoluter vor. Die Bühne hat in den jüngsten Monaten keine Spur von literarischem Leben geführt. Nicht die Künstler, die Menschliches bilden wollen, sondern die „Rollen-Schreiber“ haben die Oberhand. Nicht das Literarkünstlerische also interessiert. Das thut vielmehr nur die Schauspielerei. Ihr zu Liebe erträgt man geduldig den überraschenden Rückschlag auf literarischem Gebiet, sogar die zuckersüße Gurli-Mode und jene Hanswursteri, die auf eine einzige Grimasse gestellt ist.

Es handelt sich nicht um die frühere Gurli-Mode, die einer gewissen zierlich-empfindsamen Zeitströmung entsprach, noch um den ehrlichen, breitbehändigen, erdenfrohen Hanswurst. Die neueste Gurli ist zur rein affektirten Theatermamsell, der Hanswurst zum Spezialartisten geworden.

Selbst die fremden Gastspiele verdeutlichen das Merkmal vom gegenwärtigen Monopol der Schauspielerei auf unserem Theater. Es war ein großes Sterben im Lessingtheater. Dürftige Nachklänge der früheren Anklageliteratur wurden vernommen. Da traten die virtuosen Künste der Duse an die Stelle der literarischen Bemühungen. Und im Berliner Theater verwendete die Réjane ihre led pikanten Humore, ihren durchleuchtend klaren Scharfsinn an Puppen von Sardou und noch Geringeren.

So führt eine Linie von den hochstehenden schauspielerischen Individuen abwärts zu den platten Niederungen, wo die gurlihafte „Dolly“ Christiernsens die Gemüther rührt und bezaubert und der banal verlogene berliner Gieseke in Blumenthals „Als ich wiederkam . . .“ Lachstürme erweckt, wie es im Stil

kritisirender Reporter heißt. Kein berlinischer Volktypus, sondern ein fastlos hagerer Hanswurst mit der einzigen Grimasse, der Grimasse des berlinischen Nörglers. Das sind ehrwürdige Wigblattmumien, ganz eben so wie die ungarisch-jüdischen Gesichtchen eines Donat Herrnsfeld auch. Diese Artistenspielererei hat ja ebenfalls zahlreiche Freunde und einzelne Enthusiasten gefunden.

Kreuz und quer auf unseren Bühnen: überall der selbe Einschlag von Schauspielerei. Von den klebrigen Humoren der Dolly im Berliner Theater, die als „Sonnenscheinchen“ unter hummligen, aber braven Kunstgesellen aufwächst, adeligen Hochmuth schneidig abkantzelt und in scheuer Verwirrung ihr Herz entdeckt, bis zu den süßlichen Humoren von Faber im Schauspielhaus wie im Deutschen Theater leitet eine gemeinsame breite Straße.

Faber gehört zu dem Dichtergeschlecht, das auf gesättigtem Boden gern emporwächst. Es gedeiht am Trefflichsten im alten Frankfurt. Das Dichten wird gleichsam eine bürgerliche Berufsbethätigung. An und für sich hat man es nicht nötig, nicht im innerlichen Sinn und nicht aus äußerlicher Bedrängniß. Also tappt man mit der jeweiligen Mode mit, um mit einigem Glanz sich den geehrten Mitbürgern vorzustellen. Ist die Lust mit aufrechterischen Reimen durchseht, so tastet man an ein düstres, soziales Problem. Auch Faber hat es gethan. Spielt man Vetter mit den Vetterchen, so kann man ja am Ende seine herzigen Familientomoedien schreiben. Alles zu seiner Zeit!

Auch in Fabers „Ewiger Liebe“ kommt ein gutlikhaftes Persönchen vor. Am Schauspielhaus verdreht es einem soliden Oberlehrer den nicht ganz soliden Kopf. Dem kleinen Geschöpf ist aber die Kunst noch süßer als der Oberlehrer; und so verweist ihn die Kleine auf seine alte, ewige Liebe, das Heimchen am Herd, das in Qual zu vergehen droht.

Um Georg Engels glänzen zu lassen, wurde eine noch leichtere, komisch vergrößerte Arbeit Fabers, „Ein glückliches Paar“, am Deutschen Theater aufgeführt. Einer starken schauspielerischen Begabung, die zu leichtem Behagen hinneigt, niht man nicht, wenn man sie über Aufgaben ohne Hindernisse hinwegsetzen läßt. Genug: das geschäftliche Experiment mit dem freundlich lustigen Stück und dem freundlich lustigen Schauspieler mißlang.

Bedingungslos siegten eben nur Dolly und der alte Wieseke vom „Weißen Rössel“, der in der Fortsetzung des deutschen Meister-Lustspiels von Kadelburg und Blumenthal seine heitere Wirkung thut. Was einem Shakespeare mit einem Falstaff nicht gelungen ist, Das gelingt zwei Spekulantem, die nichts, aber nichts bei ihrem Publikum voraussetzen; und diese Welt behauptet im Augenblick eines literarkünstlerischen Bankerottes: Herr Wieseke sei „ganz“ der Alte geblieben. Ich aber verstehe diese Welt nicht mehr.

Leopold Schönhoff.